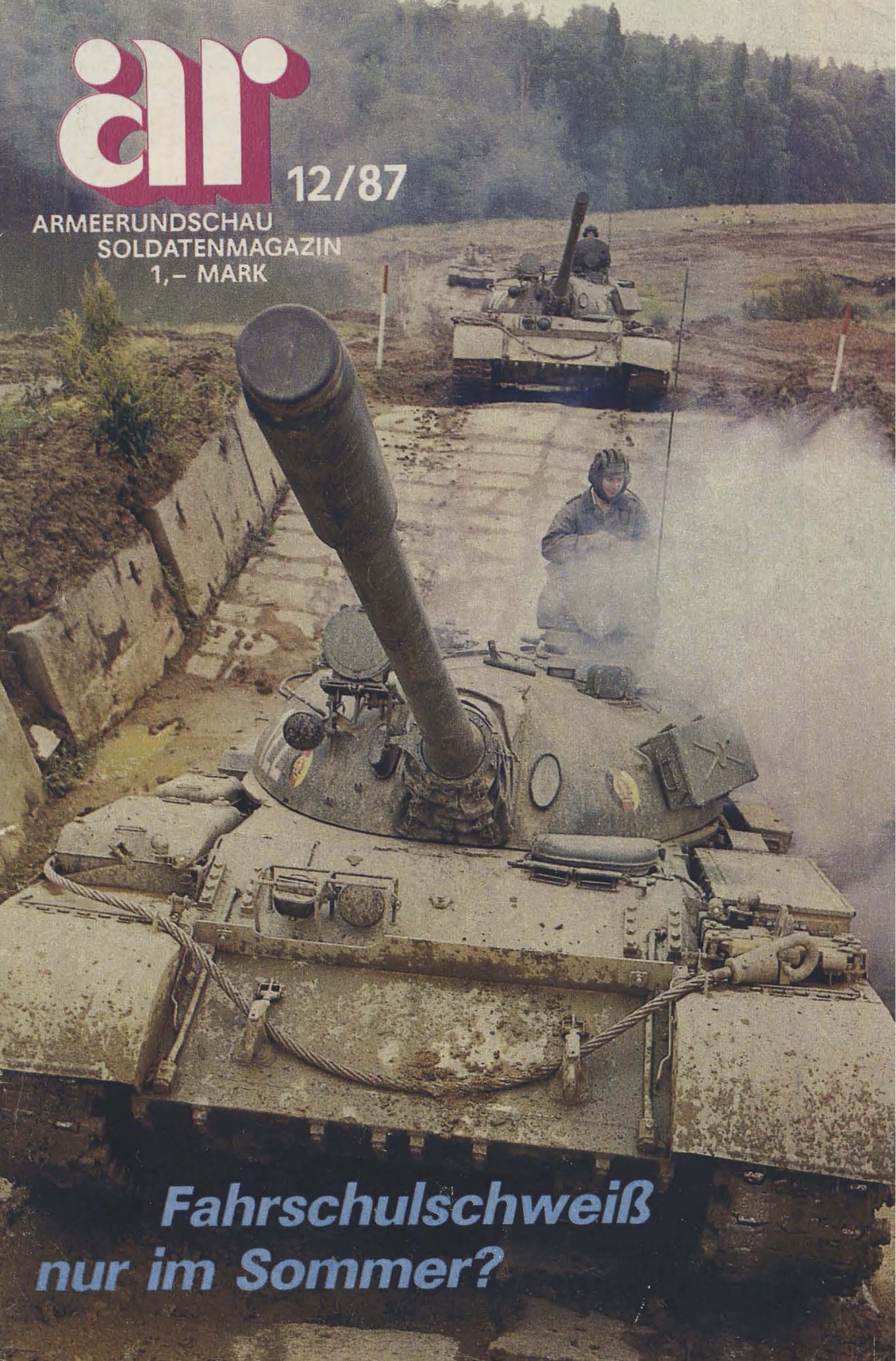
12/87
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK



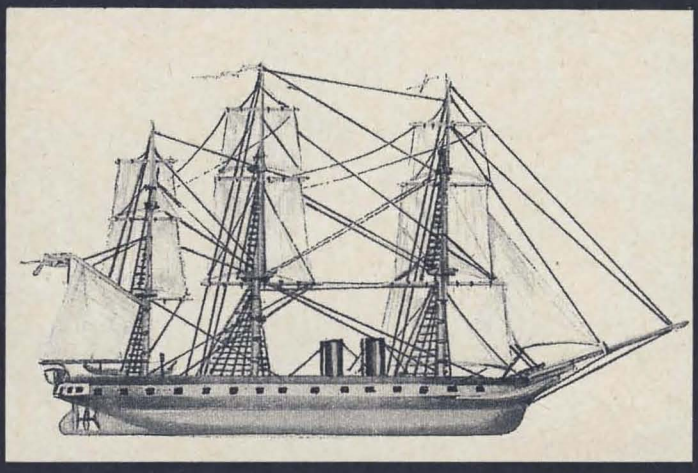
Fahrschulschweiß nur im Sommer?

◄ 16

▲ 54 ▼ 45

INHALT

4 Soldaten schreiben für Soldaten
6 Äskulapstab und Arabesken
12 Postsack
16 Die Friedberger Dauerläufer
22 Was am Boden nicht klar ist
24 AR International
26 Bildkunst
28 Alle Jahre wieder ...
30 Bereit für Seenotfälle
36 Der Sturm, die Axt, der Brei
40 KTD-1
45 Militaria/Fregatten
52 Die Parade
54 Gefährlich ist der glatte Weg
58 ... ehrlich und sensibel ...
60 Uniformen der Sowjetarmee und Seekriegsflotte (7)
62 Aus kühlem Grunde rinnt der Schweiß
64 MiG's über Las Vegas
68 Mini-Magazin
70 Nun sag mal: Szakaszvezetö
76 Typenblätter
78 Wo der „Speer" trifft
84 Hinab zu den Helden
88 Die Verspätung
96 Rätsel
98 Leser-Service



▲ 30

◄ 22

Was ist Sache?

Was hatte es mit den Herbstmanövern der NATO auf sich?
Axel Horn

Muß ich mir zur Erfüllung der Hausordnung während meines Reservistenwehrdienstes eine Vertretung suchen?
Gefreiter d. R. Rüdiger Klebsch

Eine viertel Million Soldaten aus vierzehn NATO-Staaten zogen ausgangs des Sommers ins Manöver. Mit immerhin 50 000 Panzern und Kfz, 2 000 Flugzeugen und etlichen hundert Schiffen. Sie operierten zwischen Nordkap und Schwarzem Meer, hauptsächlich aber zwischen Hamburg und München. Damit, so die „Prawda", ragte die diesjährige Manöverserie „sowohl hinsichtlich der Maßstäbe als auch hinsichtlich der Teilnehmerstärke aus der allgemeinen Reihe heraus".

Indes, schon die „allgemeine Reihe" ist ja nicht von Pappe oder gar aus Pappsoldaten formiert; schließlich finden die als „Herbstschmiede" bezeichneten Kriegsübungen alljährlich statt. Und das seit 1975. Mithin ausgerechnet seit jenem Jahr, in dem die Schlußakte von Helsinki unterzeichnet wurde. Darin haben auch die USA, die BRD und andere NATO-Mitglieder bekräftigt und besiegelt, sich gegenüber anderen Staaten der Androhung und Anwendung von Gewalt zu enthalten sowie alles zu unterlassen, was in ihren militärischen Tätigkeiten Anlaß zu Befürchtungen geben könnte.

Da wird man doch mal etwas fragen dürfen.

Hat Bundeswehr-Generalleutnant Werner Lange nicht selbst betont, daß es „keinen Staat gibt, der sich, was die Militärdichte und Häufigkeit von Übungen angeht, mit der Bundesrepublik Deutschland messen kann"? Verwies er nicht ausdrücklich darauf, daß das von ihm geleitete und nahe der Grenze zur DDR abgelaufene 80 000-Mann-Manöver „Kecker Spatz" eine „Mitteilung an die andere Seite" sei, „zu was wir fähig und auch willens sind"? Ein von DPA nicht namentlich benannter Bundeswehrgeneral erklärte der BRD-Nachrichtenagentur, man betrachte das Territorium der BRD lediglich als „Vorfeld" zur „Vorneverteidigung an der innerdeutschen Grenze zum Warschauer Pakt"; muß da nicht befürchtet werden, daß die Bundeswehrgeneralität ihren eigentlichen militärischen Handlungsraum östlich der eigenen Grenze sieht? Und schließlich: Dient es dem Abbau von Spannungen und der Vertrauensbildung, wenn bei der „Reforger"-Übung 35 000 Soldaten aus Texas in die BRD geflogen werden – ein Unternehmen, das BBC London als „umfangreichsten Einsatz amerikanischer Streitkräfte in Europa seit dem zweiten Weltkrieg" klassifizierte? Was soll man davon halten, daß Oberstleutnant Bruce Eaton es als ersten Auftrag des Manöversenders „Radio Reforger" bezeichnete, „Erfahrungen" zu sammeln, „die wir seit Vietnam nicht mehr hatten"?

Genug der Fragen.

Übrigens liegt in ihnen auch schon die Antwort, was es mit den NATO-Herbstmanövern auf sich hatte. Sie waren geprägt vom aggressiven Konfrontationsdenken und nach dem Urteil der „Prawda" darauf gerichtet, „die Entspannung in Europa zu stören". Nach wie vor ist also höchste Wachsamkeit geboten. Denn wie schrieb doch schon im Jahr zuvor der sowjetische Generalstabschef, Marschall Achromejew: „Derartige Übungen sind von einer realen Kriegsvorbereitung schwer zu unterscheiden."

*

Vor kurzem hat Ihnen das Wehrkreiskommando mitgeteilt, daß Sie demnächst zum Reservistenwehrdienst einberufen werden. Nach Ihrer Scheidung leben Sie allein in der Wohnung. Was also wird nun mit der Erfüllung der Hausordnung, wenn Sie bei der Armee sind?

Ich habe dazu das Oberste Gericht der DDR um Auskunft gebeten und erfuhr: Was „Leistungen aus der Hausordnung gemäß § 106 des Zivilgesetzbuches betrifft, die ein alleinstehender und einberufener Wehrpflichtiger objektiv nicht oder nicht in vollem Umfang erbringen kann, kommt es in erster Linie darauf an, im Rahmen der ‚Mach-mit-Initiative' ebenso zu helfen wie es in der Grundorientierung des Obersten Gerichtes auf seiner 16. Plenartagung bezüglich alter und kranker Bürger herausgearbeitet wurde." Folglich sollten Sie alsbald mit Ihrem HGL-Vorsitzenden oder dem Wohnbezirksausschuß der Nationalen Front sprechen, um die Situation zu beraten und eine Lösung zu finden. Dabei wäre es gewiß nicht schlecht, wenn Sie selbst schon einen Vorschlag hätten. Jedoch steht kein rechtliches Muß dahinter, daß Sie sich für die drei Monate Reservistenwehrdienst um eine Vertretung zu kümmern haben.

Ihr Oberst

Karl Heinz Fritzsch

Chefredakteur

Pfingstrosen

Der Verkehr um diese späte Nachmittagsstunde hat seinen Höhepunkt erreicht. Der lärmende Autostrom reißt nicht ab, flinke, pötternde Mopeds finden Lücken, und an den Bordsteinkanten schlängeln sich Radfahrer dem Feierabend entgegen.

Die Bushaltestelle der Stadtlinie wird in Zehn-Minuten-Abständen von den gelben Ungetümen frequentiert, die aus fauchenden Öffnungen Leute ausspucken und andere wieder aufnehmen. Etliche stürzen zum nahen Zeitungskiosk, erstehen schnell das Abendblatt, hasten ein paar Schritte weiter bis zur Kreuzung, wo sie ungeduldig auf das grüne Ampelmännchen warten, wollen drüben möglichst die nächste U-Bahn erwischen.

Geruhsam, jedoch wachen Blicks, geht eine VP-Doppelstreife zwischen den Hastenden ihren Weg. Einer der beiden Polizisten hilft einer jungen Frau mit dem Kinderwagen in den Hauseingang. Die eilige Menschenflut teilt sich vor ihnen, um dahinter wieder zusammenzufinden.

Berufsverkehr – in der Großstadt brodelt es. Man geizt mit den Minuten nach Feierabend.

Mittlerweile fällt mir an der Bus-Haltestelle eine dunkelhaarige dezent gekleidete Frau auf, vielleicht Anfang Vierzig. Schon den fünften Bus läßt sie vorbei – eine der drei Linien hätte doch die für sie passende sein müssen. Immer wenn einer kommt, tritt sie einen Schritt vor, ohne jedoch die Aus- und Einsteigenden zu behindern. Fährt der Bus dann an, macht sie wieder einen Schritt zurück. Anscheinend erwartet sie jemand, sie klammert sich an einen großen Pfingstrosenstrauß, ihr gebräuntes Gesicht mit der ebenmäßigen Nase und dem fein geschwungenen Mund zeigt jedoch kein Zeichen der Unmut. Als sie mit der rechten Hand leicht den linken Ärmel ihrer lichtblauen Kostümjacke zurückstreift, blinkt kein Ehering auf.

Vermutlich ein alleinstehendes Wesen, nach herber Enttäuschung wieder auf dem Weg zu Zweisamkeit? Möglicherweise hat sie sich hier mit IHM verabredet. Und wartet nun. Aber mit Blumen für IHN? Warum nicht? Man sollte heutzutage vieles nicht mehr mit dem schicklichen Auge von vorgestern sehen. Ist nicht längst überholt, was vor zwanzig oder dreißig Jahren noch unumstößlich schien? Welcher Mann bietet heute noch einer Frau – sie kann noch jung sein – einen Sitzplatz in der Bahn an, bringt seiner Schwiegermutter in spe Blumen mit, wenn er zum Antrittsbesuch erscheint, oder wählt für die Dame seines Herzens das Menü auf der Speisekarte aus, weil er sich längst insgeheim für ihren Geschmack interessiert hat.

Heutzutage ist eben alles unkomplizierter. Warum also sollte SIE nicht mal mit einem Blumenstrauß auf IHN warten. Wieder rollt ein Bus heran, öffnen sich die Türen, doch auch diesmal hält sie umsonst Ausschau. Sie wirkt nun ein wenig müde und verkrampft. Sie steht ja nun auch bald zwei Stunden hier. Ob er sie versetzt hat? Vielleicht war er nur auf ein flüchtiges Abenteuer aus, hatte erreicht, was er wollte. Sie macht jedoch einen soliden Eindruck, gleicht keineswegs einem dieser Wegwerfpüppchen. Ich spüre in diesem Moment so etwas wie Mitgefühl für die Wartende. Welch schnöder Kerl läßt solch eine Frau warten, warten und warten. Aber sind das nicht Gedanken, die mich eigentlich gar nichts angehen?

Nun beginnt es sachte zu regnen; eilig herbeigezogene Wolken bequemen sich dazu, die trockenen Gehwege und Fahrbahnen zu net-

zen, um den Staub zu bannen. Ich sitze unter dem Baldachin eines Café-Eingangs. Nach Hause, in meine Junggesellenbude, mag ich jetzt nicht. Der Abend wird ohnehin noch lang genug. Außerdem möchte ich den Lümmel sehen, der sie so auf die Folter spannt. Ob ich sie anspreche? Schließlich habe ich bald 80 Lenze auf dem Buckel, und dann käme es ja nur einem großväterlichen Geplauder gleich. Auch sie sucht jetzt Schutz vor dem Regen, der zunimmt.

Nun umfächelt mich der schwache Duft ihres herben Parfüms. Sie streift mich gleichgültig mit den Augen. Ich will gerade etwas sagen, das wie Trost klingen soll. Doch in diesem Moment rauscht erneut ein Bus heran. Er entläßt drei oder vier Fahrgäste; zwei junge Dinger mit Struwwelpeterfrisur steigen zu. Meine Nachbarin hastet nach vorn, obwohl es nur wenige Schritte sind. „Mario", ruft sie, „endlich!"

Ein noch junger Mann, einen Kopf größer als die Frau, läßt seine Reisetasche fallen, schließt die Heranstürzende in seine Arme. „Hast sicher lange gewartet, ja? Doch verzeih, Mutter, in N. hatte ich den Anschlußzug nicht bekommen und mußte auf den nächsten warten. Oh, die schönen Pfingstrosen. Aus unserem Garten? Sie haben die stürmische Begrüßung nicht überstanden." „Das macht doch nichts, Junge. Komm, wir wollen schnell nach Hause. Heute abend kommt doch deine Martina. Sie hat deinen ersten Soldatenurlaub ebenfalls sehnsüchtig erwartet. Wie lange kannst du bleiben ...?"

Die Antwort höre ich nicht mehr; die Mutter und ihr junger Matrose biegen plaudernd um die Ecke.

Frank Schmarsow

Atempause

Der Wind webt
Rascheln in die
Tarnnetzmaschen.
Habe Lust,
mich ins Gras
zu legen,
die Wärme
der Erde
in meine Uniform
zu knöpfen,
die Wolken
im Azurblau
zu jagen
mit meinen Blicken,
zwei Gedanken lang,
bis das Funkgerät
mich ruft.

Gefreiter d.R.
Holger Müller

Ich will

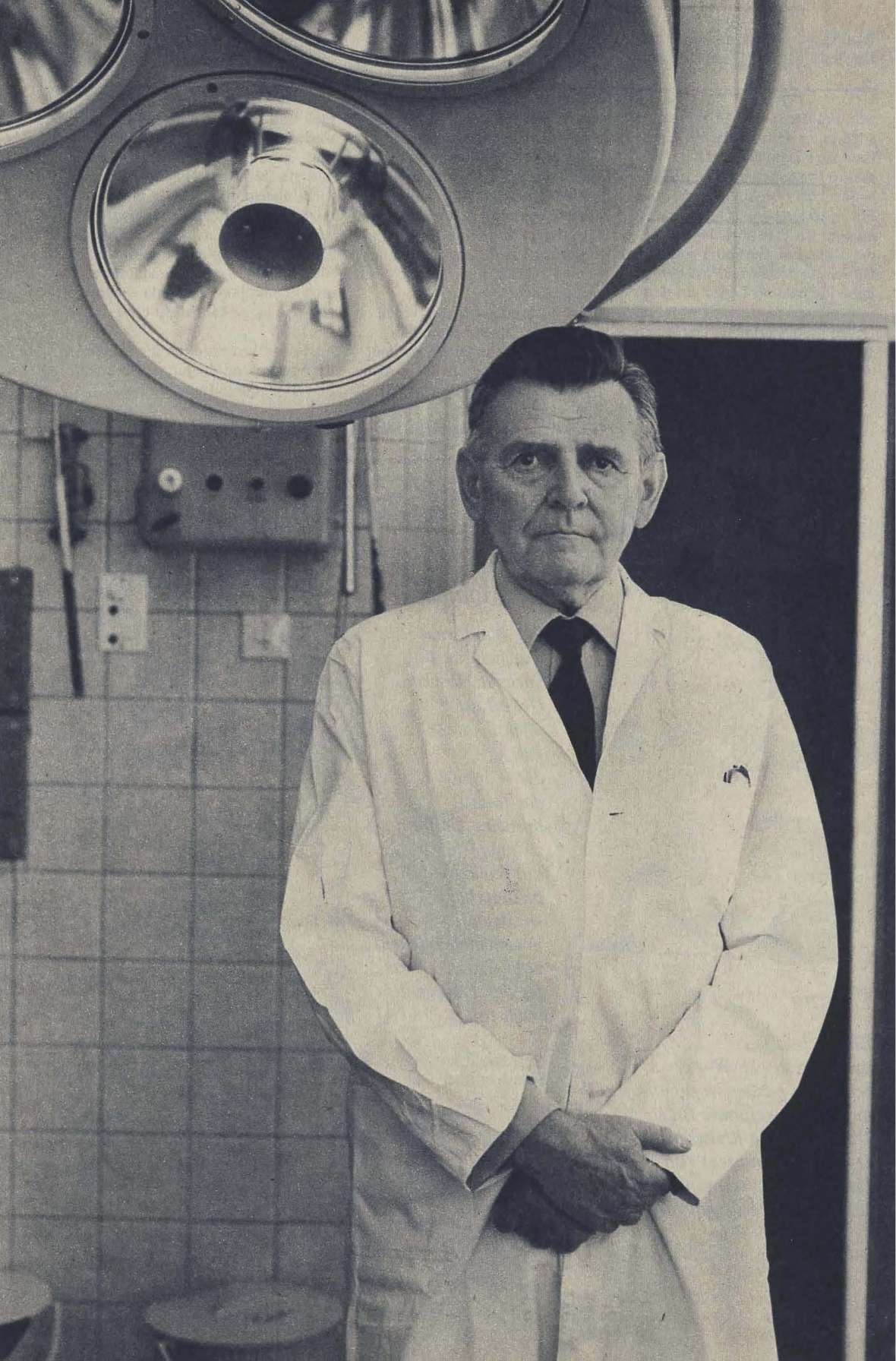
meine Hände
fliegen lassen
über deinen Leib
wie Taubenflügel
unter die
du deinen Kopf stecken kannst
zu hindern
ihre tolle Flatterei
zu hoch in den Himmel
unter dem du dann stündest
so allein
daß dich meine Ferne friert.

Leutnant d.R. Mirko Schwanitz

Lesung

Ein Dichter liest,
spricht erotische Worte.
Ich greife meiner Nachbarin
an die wohlgeformte Brust.
Die Nachbarin kreischt.
Der Dichter wünscht sich
diesen Erfolg, weltweit,
für seine Friedensgedichte.

Offiziersschüler Steffen Böttcher



Tausende Menschen hat er operiert,
hat ihnen Gesundheit und Leben erhalten.
Sein Name steht unter wissenschaftlichen Leistungen mit Gewicht
für die weltweite medizinische Forschung.
Soldaten in allen sozialistischen Armeen benutzen
Schutz- und Rettungsgeräte, die er erfunden oder entwickelt hat.
Er ist der Chef einer wichtigen medizinischen Einrichtung unseres Landes,
der Militärmedizinischen Akademie der Nationalen Volksarmee.
Generalleutnant OMR Prof. Dr. sc. med. Hans-Rudolf Gestewitz
ist ein von seiner Arbeit besessener Mann.
Mit Leidenschaft und Hingabe arbeitet er als Arzt,
Forscher, Erfinder und Hochschullehrer.
Seit 35 Jahren trägt er den Waffenrock.
Darauf glänzen

Äskulapstab und Arabesken

Genosse Generalleutnant, Ihr ganzes Leben haben Sie dem kranken Menschen gewidmet. Sie sind ein Arzt, dessen Name mit Dankbarkeit und Hochachtung genannt wird, von Ihren Patienten wie von der Fachwelt. War das Ihr Lebenswunsch, als Sie ein junger Mann waren – ein so erfolgreicher Arzt zu werden?

Überhaupt nicht. Ich wollte partout kein Arzt werden. Wissen Sie, mein Vater war Landarzt in Mecklenburg, wo ich her bin, mein Großvater war Arzt, dessen Vater auch und so fort bis zu meinem Ur-Urgroßvater, der ein Chirurgius war. Als Junge erlebte ich, wie das geht: kein Weihnachten, kaum mal ein Sonntag, an dem Vater nicht geholt wurde. Also – ich nicht! Ich wollte unbedingt Physik studieren, sehr zum Kummer meiner Eltern, und ich wollte nichts Geringeres als den Wassermotor erfinden. Zunächst jedoch war Essig mit jeglichem Studium. Die Nazis hatten uns Jugendliche den Arbeitsdienst beschert. Mich schickte man, Moore trockenzulegen. Kurz, bevor dort endlich Schluß gewesen wäre, wurde ich zur Wehrmacht eingezogen, wurde Rekrut im 9. Infanterieregiment in Potsdam. Ich kam an die Front. In einer Schützenmulde trafen mich Splitter einer französischen Eierhandgranate – meine erste Verwundung. Es kam der 22. Juni 1941, der Überfall auf die Sowjetunion. Mich befahl man auf einen tausendzweihundert Kilometer langen Fußmarsch bis nach Mogilew. Dort wurde ich zum zweitenmal verwundet. Bauchschuß. Da war ich neunzehn. Die Wehrmachtsärzte flickten mich wieder hin. Zwar konnte ich noch nicht mal ein Koppel umlegen, aber sie knallten mir k. v. ins Soldbuch, also kriegsverwendungsfähig, und entließen mich in die Schlacht um Moskau. Zwei Monate später, bei einem Panzerangriff an der Wolga, empfing ich meine dritte Verwundung. Mein Bein war scheinbar rettungslos verloren. In einem leeren Munitionszug wurde ich zusammen mit anderen armen Teufeln nach Warschau gefahren, sechzehn Tage und Nächte. Nur zwei aus meinem Waggon haben das überlebt. Ich wurde operiert und habe mein Bein behalten. Aus Bewunderung dafür, daß Ärzte so etwas können, und aus den furchtbaren Erfahrungen, die ich im Krieg machen mußte, entschloß ich mich doch zum Medizinstudium. Das war 1942.

Wie war das möglich, mitten im Krieg?

Es gab Universitäten, die noch arbeiteten, wie meine in Rostock. Ich konnte am Stock laufen, es ging also. Aber es war eine harte Zeit. Mein Vater war vermißt, mein Bruder verstorben, meine

Schwester ausgebombt. Von irgendwas mußte ich leben und mein Studium bezahlen. Also habe ich bei einem Malermeister als Anstreicher gearbeitet und Faulpelzen Nachhilfestunden gegeben. So kam ich über die Runden. In Hamburg studierte ich zu Ende und bekam dort meine erste Assistenzarztstelle. Monatsgehalt: fünfzig Mark. Nach der Promotion, als Dr. med., konnte ich mir schon eher mal Butter aufs Brot leisten und vor allem Blumen für die leitende OP-Schwester der Klinik, in der ich arbeitete. Sie ist meine Frau geworden.

Warum sind sie 1950 in die DDR übergesiedelt?

Purer Zufall. Ich erfuhr von einer freien Stelle in Auerbach, mit für mich interessanten Arbeitsbedingungen. Im Gegensatz zu manch anderen hatte ich keine Angst vor der „Ostzone". Ich wollte einfach Arzt sein und soviel wie möglich ausprobieren. Man nahm mich. Ich machte ganz neue Erfahrungen – in der DDR war für den Patienten vom Heftpflaster bis zur Herzoperation alles kostenlos! In der Chirurgischen Klinik Auerbach habe ich arbeiten gelernt bis zum Umfallen. Mein Rekord: Während eines Wochenenddienstes hatte ich achtundvierzig Frakturen auf dem Tisch. Dennoch konnte ich dort beginnen, wissenschaftlich zu arbeiten.

Würden Sie uns medizinischen Laien erklären, was dies für Forschungsarbeit war?

Sie betraf die Krebsforschung, ein Gebiet, das mich ein Leben lang beschäftigen sollte. Mir gelang, eine Methode zu entwickeln, mittels derer durch Färbung die Oberfläche der roten Blutkörperchen darstellbar wurde. Das war bis dahin weltweit noch nicht geglückt.

Damals waren Sie Ende zwanzig, ein ganz junger Mann ...

Ja, und entsprechend aufgeregt, wenn ich Vorträge darüber hielt und unter den Zuhörern Mitglieder der Staatsführung saßen, wie Walter Ulbricht und Otto Grotewohl, die sich dafür interessierten. Was damals als medizinische Sensation galt, ist heute als Methode überholt. Die medizinische Forschung vollzieht sich ja in hohem Tempo, obgleich es jedem Kranken viel zu langsam geht. Aber nochmals zurück zu Auerbach. Noch heute bekomme ich Post von Patienten dort. Und die Auerbacher waren es auch, die vorschlugen, mich als Verdienten Arzt des Volkes auszuzeichnen. Das ist etwas, worauf ich stolz bin.

Zu diesem Zeitpunkt waren Sie knapp zwei Jahre in der DDR. Warum haben Sie sich entschlossen, die Uniform der damaligen Kasernierten Volkspolizei anzuziehen und Offizier zu werden?

Ich erfuhr, zigtausend Genossen waren ohne ordentliche ärztliche Versorgung. Es war ja alles erst im Entstehen und mit heute nicht vergleichbar. Man fragte mich, ob ich bereit sei, hier zu arbeiten. Also wurde ich eingestellt; Dienstgrad Major.

Fiel Ihnen eine so gewichtige Entscheidung so leicht?

Ich wollte dort arbeiten, wo es am nötigsten war. In der Berliner Charité hatte ich mein Feld für Forschungsarbeit, und hier, bei den jungen bewaffneten Kräften, konnte ich etwas ganz Neues aufbauen helfen. Das war schon verheißungsvoll, als wir 1952 hier in Bad Saarow die erste Schaufel Sand bewegten. Die Partei hatte beschlossen, mit dem Aufbau von bewaffneten Organen in der DDR auch eine militärmedizinisch-klinische Einrichtung für kranke und verunfallte Genossen zu schaffen. Am 17. März 1954 konnten wir den ersten Patienten in unser Zentralkrankenhaus der KVP, wie es damals hieß, aufnehmen.

Und Sie waren von Anfang an dabei?

Von der ersten Stunde. Ich war ärztlicher Berater und zugleich Stabschef. Mir oblag die Einrichtung der OP-Säle, Krankenstationen, Labors. Aber ich habe auch Schränke geschoben und Betten gerückt. Mir wurde die Leitung der HNO-Klinik anvertraut. Zwei Jahre zuvor war ich auf diesem Gebiet Facharzt geworden. Übrigens: Heute arbeitet dort mein jüngster Sohn. Auch sein Bruder ist Arzt.

Wissen Sie zu sagen, wieviele Patienten inzwischen hier behandelt wurden?

Etwa zwei Millionen achthunderttausend. Wir haben an die fünfunddreißigtausend Operationen ausgeführt, und rund zwanzigtausend Kinder sind bei uns zur Welt gekommen.

Wer sind Ihre Patienten, wer darf eigentlich hierher kommen?

Jeder Angehörige der NVA, vom Soldaten bis zum Minister. Auch Reservisten und Genossen anderer bewaffneter Kräfte der DDR sowie ihre Familienangehörigen ersten Grades werden von uns medizinisch versorgt. Aber natürlich weisen wir im Notfall keinen kranken Menschen ab. Wir sind stolz auf das große Vertrauen, das uns Militärärzten entgegengebracht wird, auch wenn uns das zuweilen in Bettennot stürzt.

Welche Erkrankungen können hier in der MMA behandelt werden?

Alle. Wir sind eine hochspezialisierte Einrichtung mit achtundzwanzig Fachgebieten, die insgesamt fünfzig spezialisierte Arbeitsrichtungen umfassen. Uns steht eine sehr moderne technische Ausrüstung für Diagnostik und Therapie zur Verfügung, und es sind alle klinischen Voraussetzungen gegeben, um jede Erkrankung optimal zu behandeln.

Warum muß es eigentlich eine spezielle Militärmedizin geben?

Der Armeedienst erfordert bestimmte Leistungen vom Menschen, die er sonst nicht erbringen muß. Niemand fliegt normalerweise ein Jagdflugzeug, fährt Panzer oder schießt mit Kanonen. Angesichts solcher Besonderheiten muß es auch einen besonderen Gesundheitsschutz und ärztliches Spezialwissen geben. In einer Zementmühle oder Kesselschmiede müssen ja auch bestimmte Bedingungen für Lärm- und Staubschutz beachtet werden. In der Armee sind es militärisch bedingte Spezifika. Beispielsweise Soldaten, die mit Flugzeugtreibstoff umgehen, oder MiG-Piloten, die besonderen körperlichen Belastungen ausgesetzt sind, bedürfen spezieller me-

Genosse Gestewitz war Augenzeuge der USA-Verbrechen während des Vietnam-Krieges.

dizinischer Überwachung. Und so gibt es in allen Teilstreitkräften und Waffengattungen jeweilige Besonderheiten. Der Militärarzt muß darum Kenntnisse besitzen, die kein ziviler Arzt hat.

Die modernen Waffen bis hin zu den schrecklichsten, den Nuklearwaffen, verursachen Verletzungen, Verbrennungen, Vergiftungen, die im zivilen Leben unbekannt sind. Der Militärarzt muß solche Schädigungen sowie ihre Verhütung und Behandlung kennen und beherrschen.

Ich las, Sie waren Mitte der sechziger Jahre in Vietnam, also während des Krieges, mitten in den Kampfgebieten. Hing Ihr Aufenthalt mit der Notwendigkeit solchen Wissens zusammen?

Unsere Regierung hatte den Beschluß gefaßt, eine Kommission aus Ärzten, Juristen, Völkerrechtlern nach Vietnam zu entsenden. Als Zeugen sollten sie die Verbrechen der USA gegen das vietnamesische Volk erleben und untersuchen. Ich war als Militärarzt dabei. Meine Aufgabe war vor allem, militärmedizinische Bewertungen der Wirkungen von Napalm, Kugelbomben und anderen Vernichtungswaffen zu erarbeiten. Meine Berichte sind später bei den Friedensverhandlungen in Paris mit zugrunde gelegt worden.

In Vietnam haben wir erschütternde und zugleich äußerst wichtige Erfahrungen für die sozialistische Militärmedizin gemacht, die unersetzlich sind für den Schutz unserer Soldaten. Es ist so: Forschung erwächst immer aus der Praxis, aus der Not der Menschen, um solche Not fortan abzuwenden. Dafür sind auch wir Militärärzte verantwortlich. Wir sorgen im Frieden für den höchstmöglichen Schutz von Leben und Gesundheit unserer Soldaten. Lassen Sie es mich so sagen: Wir tragen die Verantwortung für die Gesundheit der männlichen Jugend unseres Volkes, natürlich auch für die der Mädchen und Frauen in unseren Reihen.

Wie ist das zu verstehen; nicht jeder Soldat wird doch krank während der Armeezeit?

Das wollen wir hoffen. Dennoch: Jeder Wehrpflichtige wird von uns von Kopf bis Fuß untersucht, und zwar dreimal – wenn er gemustert, wenn er eingestellt und wenn er entlassen wird. Erkrankt ein Soldat selbst noch am letzten Tag seines Wehrdienstes, ist es unsere Pflicht, ihn zu behandeln und ihn erst dann aus unserer ärztlichen Fürsorge zu entlassen, wenn sein Einsatz im Berufsleben gewährleistet ist.

Hätten Sie einen ärztlichen Rat, wie der Soldat gesund durch seine achtzehn Monate oder drei Jahre kommen kann?

Er soll peinlichst genau die Vorschriften einhalten, die sein ganzes soldatisches Leben regeln. Er soll nach Kraft, nach Kondition streben und ein richtiger Kerl werden, den Frost und Hitze, Eskaladierwand und Märsche nicht umwerfen. Und er sollte die Armeezeit nutzen, sich das Rauchen abzugewöhnen. Ich weiß, wie schwer das ist!

Überall im Land genügt ein Anruf, und die Schnelle Medizinische Hilfe kommt. Wie ist das bei Übungen, wenn die Soldaten tagelang draußen im Gelände sind? Was geschieht, wenn es, sagen wir, bei einer akuten Blinddarmentzündung um Stunden, bisweilen gar um Minuten geht?

Zu jeder Übung, ob sie kurz ist oder lang, fährt der Medizinische Dienst mit. Ärzte, Feldschere, Sanitäter und Kraftfahrzeuge mit der jeweils erforderlichen Ausrüstung sind für unsere Genossen bereit. Die Militärärzte verfügen sowohl über das Instrumentarium als auch über die Ausbildung zur Nothilfemedizin. Die Armee besitzt OP-Säle auf Rädern. Auch auf Märschen marschiert ein Fahrzeug mit dem roten Kreuz mit. Dem Genossen mit seinem Blinddarm kann also sofort geholfen werden. Jede Unterwas-

serfahrt unserer Panzermänner ist mit lebensrettenden Vorkehrungen abgesichert. Ob in der Kaserne oder draußen im Gelände – der Soldat ist keine Minute ohne die Sicherheit medizinischer Betreuung.

Wenn ein Junge Militärarzt werden möchte und in dieser Entscheidung Sie um Rat bitten würde, was würden Sie ihm sagen?

Er muß in diesem Beruf drei Worte über jeden Arbeitstag stellen: helfen, lindern, heilen. Das ist seine Pflicht. Zuerst kommt immer der Patient, dann alles andere und zuletzt er selbst. Er muß auf manches verzichten können, weil er sich immer im Dienst zu fühlen hat. Darin gleicht er jedem anderen Arzt. Aber er muß zudem Offizier sein und als solcher handeln können. Er steht vor Organisationsaufgaben, die kein Poliklinikarzt je lösen muß. Auch er ist tagelang bei jedem Wetter im Gelände. Also muß er körperlich fit sein. Er muß über militärisches und über medizinisches Spezialwissen verfügen. Er muß also wissen, daß dies ein schwerer Beruf ist. Sein Gewinn: die Befriedigung, eine große, schöne Aufgabe zu erfüllen. Welchen anderen Beruf gibt es, in dem Menschen einem ihr Leben anvertrauen? Und in welchem anderen Beruf könnte er so unmittelbar an der Erhaltung unserer Verteidigungskraft und also des Friedens mitwirken? Für diesen Beruf muß er Hingabe aufbringen. Er wird kein besonderer Offizier sein. Er wird nur einen besonderen Dienst versehen. Und er wird darin Erfüllung finden und das, was man Glück nennt.

In welch hohem Maß sich das in Ihrem Leben erfüllt hat, widerspiegeln ja nicht zuletzt die Auszeichnungen an Ihrer Uniformjacke, für deren Aufzählung uns der Platz fehlt. Seltene sind darunter, wie Verdienter Erfinder und zweimal der Nationalpreis. Wofür erhielten Sie diese hohen Ehrungen?

Bei der Beforschung des Gleichgewichtsverhaltens des Menschen, das ja inzwischen auch für die bemannte Raumfahrt Bedeutung erlangte, entwickelten wir ein neues Verfahren zur Abtastung von Augenbewegungen.

Meine alte Liebe zur Physik verführte mich auch immer wieder zur Beschäftigung mit technischen Problemen. So eines war die Schutzmaske. Sehr viele Genossen klagten über Kopfschmerzen bereits nach kurzem Tragen. Die Ursache waren leichte Kohlenmonoxidvergiftungen – die Maske war noch unzureichend entwickelt. Ich habe sie unter atemphysiologischem Aspekt vervollkommnet. Das war schon 1959. Seither wird sie in allen Armeen des Warschauer Vertrages so verwendet und gut vertragen.

Vom damaligen Minister für Nationale Verteidigung, Willi Stoph, erhielt ich den Befehl, ein Ein-Mann-Tauchgerät als Rettungsgerät zu konstruieren. Nun, ich führte den Befehl aus. Heute kennt es jeder Panzersoldat und kann damit umgehen.

Zum anderen habe ich mich sehr genau mit der Tauglichkeitstabelle befaßt, nach der in den ersten Jahren unserer Armee jeder junge Mann gemustert wurde. Sie erwies sich aus der Sicht moderner militärischer Anforderungen als nicht angemessen, weil anhand ihrer Kriterien nur ermittelt werden konnte, ob der Mann schlechthin tauglich war, nicht aber, wofür. Ich durchdachte das neu. Ergebnis der Tauglichkeitsuntersuchung mußte sein: Ist er gesund, und wofür ist er geeignet? Die „Tabelle über Tauglichkeit und Eignung", die ich erarbeitete, ist ein völlig neues Werk und hat sich bewährt.

Parallel zu solchen Arbeiten habe ich mich stets der Krebsforschung zugewendet. Auf dem VIII. Parteitag der SED konnte ich unserem Generalsekretär, Genossen Honecker, meine Forschungsergebnisse in einem dreibändigen Werk überreichen. Das war ein sehr glücklicher Moment nach jahrelanger Arbeit, bei der mich viele Genossen meines Kollektivs unterstützt hatten.

Mancher, der hier bei Ihnen wieder gesund geworden ist, mag sich fragen, warum aus dem altvertrauten Zentralen Lazarett der NVA eine Militärmedizinische Akademie geworden ist. Was ist neu und anders seit der Umbenennung vor nunmehr genau sechs Jahren?

Die MMA ist eine eigenständige Hochschuleinrichtung für die Aus- und Weiterbildung bereits fertiger Ärzte aus der DDR und befreundeten Staaten. Zugleich ist die Akademie Forschungsstätte, und sie ist nach wie vor ein großes Krankenhaus. Neu ist also, daß hier gelehrt und studiert wird.

Sie sprachen von ausländischen Genossen. Wurden hier, wie in anderen Krankenhäusern der DDR, auch Kämpfer aufgenommen, die als Soldaten von Befreiungsarmeen verwundet worden waren?

Selbstverständlich. Aus Angola, Äthiopien, Nikaragua, aus den Reihen der PLO und aus anderen im Befreiungskampf stehenden Ländern wurden uns Schwerstverletzte anvertraut; eine Aufgabe, zu der ja gerade wir Militärmediziner aufgerufen sind.

Genosse Generalleutnant, Ihr Leben beeindruckt durch das ungeheure Maß an Arbeit, das Sie sich zugemessen haben. Seit fünfunddreißig Jahren dienen Sie an diesem so wichtigen Platz; unter Ihrer Leitung konnte sich die Militärmedizinische Akademie entwickeln; Sie haben in der Krebsforschung, der HNO-Heilkunde und auf vielen anderen Gebieten Wegweisendes geleistet; Sie sind ein verehrter Hochschullehrer und Wissenschaftler und ein mit Respekt und Zuneigung gleichermaßen bedachter Kommandeur. Gibt es etwas, was Ihnen von all dem am wichtigsten ist?

Wichtig war und bleibt mir, daß ich ein Mensch bin, ein aktiver, schöpferischer Mensch. Vertrauen ist mir wichtig. Ich muß es gewinnen. Gelingt das nicht, liegt es an mir. Ich muß mich bemühen, nicht der andere, sonst bin ich vielleicht Mediziner, aber kein Arzt. Ungelöste wissenschaftliche Probleme konnten mich immer bis zur Besessenheit treiben, weil ihre Lösung ja Hilfe für Menschen bedeutet. Ruhm war nie mein Ziel, sondern, so viel wie möglich zu schaffen, um Kranken zu helfen

und Krankwerden zu verhüten. Darin sehe ich die einzig würdige Haltung eines Arztes und auch eines Kommunisten, gegenüber seinen Patienten und gegenüber seinen Genossen. Ohne die Partei wäre ich nie an solche Aufgaben herangeführt worden, wie sie mir anvertraut wurden. Wichtig ist mir, meiner Arbeit und meiner Haltung wegen geachtet zu werden. Es wäre schlimm, brächte man mir nur meiner Schulterstücke wegen Achtung entgegen.

Bei Ihrer Liebe zur Physik erübrigt sich die Frage nach Ihrem Verhältnis zur Technik. Aber fürchten Sie, daß die menschliche Beziehung zwischen Arzt und Patient verlorengehen könnte angesichts der enormen Technisierung auch der Medizin?

Die technische Revolution gibt auch uns Militärärzten Mittel in die Hand, die unsere Möglichkeiten entscheidend erweitern. Wir besitzen sechzehn volldigitalisierte Computeranlagen für Diagnostik und Therapie. Dies läßt uns auf ganz neue Weise arbeiten und helfen. Doch die immer vollkommenere Technik darf nicht dazu verführen, den Menschen zu ihrem Objekt werden zu lassen. Das Arztsein wird immer das tröstende Wort brauchen, die Ermutigung, die fühlende Hand, das Lächeln, das Zuhörenkönnen. Kein Computer kann ersetzen, was der Mensch Arzt dem Menschen Patienten geben kann und muß.

Wer Sie kennt, weiß, Sie sind ein Mann, der auch nach einem Zwölfstunden-Arbeitstag noch wühlen muß. Man sieht Sie im Garten arbeiten; manch Glücklicher besitzt ein Stück, das Sie gedrechselt haben. Sie sitzen bis nachts am Schreibtisch über Forschungsarbeiten. Aus Ihrer Sicht: Was müßte am dringendsten erforscht, erfunden oder für die Menschheit ermöglicht werden? Was wünschen Sie sich?

Ich wünsche, daß die neue Energieform Plasma noch in diesem Jahrhundert nutzbar wird. Das gehört für mich zum Interessantesten, und es könnte, wenn der Frieden gesichert bleibt, zum Wichtigsten werden. Weil dann Getreide weder Felder noch Sonne und Regen braucht, sondern in Fabrikhallen erzeugt werden kann. Weil es keine Mißernten mehr geben wird. Weil dann der Hunger von der Welt vertrieben wäre. Weil dann ein Schritt getan wäre in Richtung Kommunismus – jedem nach seinen Bedürfnissen. Das ist ein Stück Zukunft, das ich mir bald angepackt wünsche. Und ich wünsche, daß wir immer genug tüchtige Militärärzte haben, solange wir sie brauchen. Und ich wünsche, daß wir so bald wie nur möglich keinen einzigen mehr brauchen, sondern nur noch Ärzte.

Für das Gespräch bedankt sich Karin Matthées.

Bild: Manfred Uhlenhut; Archiv MMA

postsack

Gelungenes Wochenende

Ich gehöre zu den Frauen, die für 1½ Jahre oder mehr durch die Armeezeit von ihrem Mann getrennt sind. Um so mehr freut man sich über die Stunden, in denen man zusammen sein kann. Wie die meisten Frauen kannte ich bisher eine Kaserne nur von außen. Die Leitung der Dienststelle meines Mannes fand aber eine Möglichkeit, den Familienangehörigen einen kleinen Einblick in das Soldatenleben zu gewähren. Die Rockgruppe „Prinzz" aus Erfurt trat mit einem Konzert auf. Ein großes Bratwurstessen und Getränke in reichlicher Auswahl vermittelten nahezu den Eindruck eines großen Gartenfestes. Beim appetitlich hergerichteten

Frühstück am nächsten Morgen erzählte uns ein Politoffizier Interessantes über die Aufgaben der Einheit. Besonders begrüßt wurde ein Rundgang durchs Objekt. Nun können wir uns ein besseres Bild vom Soldatenalltag machen und sehen manche Dinge mit anderen Augen. Sehr großzügig fanden wir es, daß die besuchten Soldaten Ausgang am Wochenende erhielten. Recht herzlichen Dank für alles.
Kirsten Damaske,
Bad Salzungen

Fachmann gewünscht

Für mich als Kindergärtnerin ist die AR sehr interessant, um schon unsere Jüngsten mit den Aufgaben der NVA bekannt zu machen. Es fällt mir manchmal schwer, den Kindern die Tätigkeit eines Soldaten detaillierter zu erläutern, warum es wichtig ist, daß die NVA-Angehörigen mit unseren Freunden in den anderen sozialistischen Staaten für die Erhaltung des Friedens üben müssen. Deshalb möchte ich gern Verbindung mit einem Berufsoffizier aufnehmen.
Gabriele Höft, J.-Marchlewski-Ring 103a, Schwedt/O, 1330

Durch meinen Bruder

... in Suhl – er absolviert dort sein 2. Studienjahr an der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg" (Foto) – weiß ich, wie anstrengend, aber auch wie schön dieser Beruf sein kann. Deshalb gilt meine Achtung besonders denen, die sich für eine langjährige militärische Laufbahn entschieden haben. Ich möchte mich mit einem Fähnrich- oder Offiziersschüler der Grenztruppen schreiben.
Ines Krauße, Floßstr. 6, Saalfeld, 6800

Wo seid Ihr geblieben?

Ich bin seit Mai '86 bei der Armee und leistete den Grundlehrgang im Ausbildungszentrum „Kurt Bennewitz". Der Kontakt zu den anderen Genossinnen meines Lehrganges ist total abgebrochen. Vielleicht habe ich Glück, und es meldet sich jetzt jemand.
Unteroffizier Heike Naumann, G.-Dimitroff-Str. 22, Zi. 121, Delitzsch, 7270

Auf den Versuch kommt es an!

20 Jahre kenne ich schon die AR und lese oft von glücklichen Leuten, die sich durch das Soldatenmagazin gefunden haben. Auch ich möchte es versuchen; vielleicht gibt es ledige Genossen in meinem Alter, die auf Post warten.
Renate Gomoll (38, ein Sohn), Peenestr. 11, Anklam, 2140

Auch mein Sohn

... wird für 10 Jahre seinen Dienst in der NVA versehen. In der heutigen Zeit ist es sehr wichtig, für den Frieden seinen Mann zu stehen. In meiner Tätigkeit kann ich ebenfalls sehr viel dafür tun. Ich möchte gern Kontakt zu einem Berufsoffizier aufnehmen.
Angelika Füllert (37), Frankfurter Allee 211, Berlin, 1130

Wissen vergrößern

Ich möchte einmal Offizier bei den Luftstreitkräften werden und mich daher mit einem Offizier schreiben, der über diesen Beruf viel weiß.
Lutz Richter,
Julius-Fucik-Str. 45,
Guben, 7560

Die Beiträge im Augustheft waren sehr gut gestaltet, aber manchmal so trocken geschrieben, z. B. „Ihrer Majestät Fronttruppe". Sehr lehrreich der Beitrag über unsere Fallschirmjäger. Da ich Berufsoffizier bei dieser Truppe oder bei den Aufklärern werden möchte, würde ich mich über Post von einem solchen Offizier freuen.
Jörg Fischer, Glauchauer Str. 15, Riesa, 8400

Auf Post

... von einem weiblichen Unteroffizier auf Zeit oder Berufssoldaten wartet Unterfeldwebel Frank Teubner, Schleizer Str. 24, Oettersdorf, 6551

Fähnrich für Nachrichtentechnik ist mein Ziel. Deshalb warte ich auf Post von einem Berufssoldaten, egal, auf welchem militärischen Gebiet er eingesetzt ist.
Manuela Schultz,
Str. d. DSF 61, Suhl, 6016

Musik, die begeisterte

Ende August auf dem Platz der Akademie in Berlin: Historisches Militärkonzert. Erst war ich uneinig mit meiner Frau, ob wir hingehen, doch dann siegte die Neugier. Und wir haben es nicht bereut. Ein stimmungsvolles Schauspiel, die Lichteffekte, die Formationen der Musiker – viele in historischen Uniformen –, die schmissigen

Melodien. Eine wunderbare Sache!
Feldwebel Gerd Werner

Unser Foto zeigt einen Ausschnitt aus dieser Schau: Spielleute der Musketiere eines preußischen Infanterieregiments um 1750.

In Vorbereitung

... eines Klassentreffens suche ich den Politoffizier Horst Port, ehemaliger Schüler der Lutherschule in Gotha.
Stabsfeldwebel a. D. Horst Assig, Fritzelsgasse 25, Gotha, 5800

gefragte fragen

Welche Perspektive?

Wie hoch im Dienstgrad kann man im allgemeinen als Berufsoffizier kommen?
Mario Arnecke, Meseburg

Jeder Berufsoffizier, der die Fähigkeiten, das Können und das Wissen dazu hat, kann es bis zum General bringen.

Wie oft ausgehen?

Ich lese zwar selten Ihr Magazin, hoffe aber, daß Sie mir das nicht nachtragen und eine Auskunft erteilen. Wie ist das mit dem Ausgang beim Reservistenwehrdienst?
Gefreiter Ulrich Eichhorn

Ob einer unsere Hefte ständig liest oder nur gelegentlich zur Hand nimmt: Eine Antwort ist ihm sicher! Als Gefreiter, der bereits Wehrdienst geleistet hat, können Sie an Wochen- und Sonntagen nach Dienst bis 24.00 Uhr, an Sonnabenden bis 2.00 Uhr Ausgang erhalten. Selbstverständlich muß auch hierbei die ständige Einsatzbereitschaft der Einheit beachtet werden.

Urlaubstage opfern?

Seit 1984 bin ich Abgeordneter in unserem Stadtbezirk. Alle 2 Monate haben wir dort eine große Sitzung. Ist mein Kompaniechef berechtigt, wenn ich dorthin fahre, dafür einen Tag Erholungsurlaub abzuziehen?
Soldat Jens Menzel

Das ist unzulässig. Armeeangehörigen, die staatliche oder gesellschaftliche Funktionen wahrnehmen, insbesondere Abgeordneten von Volksvertretungen, ist Dienstbefreiung zu gewähren. Allerdings dürfen dadurch die dienstlichen Aufgaben und die Gefechtsbereitschaft nicht beeinträchtigt werden.

Wohin bei der Einberufung?

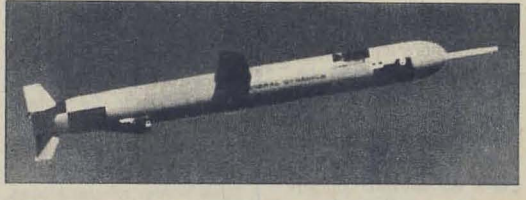
Meinen Grundwehrdienst leistete ich bei den Grenztruppen der DDR.
Kann ich verlangen, beim Reservistenwehrdienst wieder dorthin zu kommen, oder entscheidet das Wehrkreiskommando, wo ich mich melden muß?
H. Böttger, Zscheiplitz

Mit der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst gehören alle Wehrpflichtigen erneut zur Reserve der NVA. Abhängig von den militärischen Erfordernissen entscheidet das Wehrkreiskommando, ob der Betreffende in einer Teilstreitkraft der NVA oder bei den Grenztruppen der DDR bzw. in welcher Waffengattung und Einheit er seinem Reservistenwehrdienst nachzugehen hat.

Wieviel auf unserem Kontinent?

Wie stark sind die USA-Luftstreitkräfte in Europa, welche Atomträger besitzen sie?
Unterfeldwebel Gerd Heinz

92700 Angehörige, rund 730 Kampfflugzeuge, darunter die Kernwaffeneinsatzmittel: 96 Jagdbomber F-4E, 150 Jagdbomber F-111 E/F, 114 Jagdbomber F-16, 272 Flügelraketen „Tomahawk" (Foto). Nach der strategischen Niederlage der USA in Vietnam sind sie das kampfkräftigste Überseekommando ihrer Luftmacht geworden.



Mißbrauch

Im Postsack 8/87 veröffentlichten Sie die seinerzeit aufsehenerregende Ju 52. Stellte sich Junkers mit seinem Flugzeugbau nicht in den Dienst der deutschen Faschisten?
Paul Lewandosky, Wittstock

Professor Hugo Junkers war ein international geachteter Pionier des technischen Fortschritts. Als erfolgreicher Repräsentant der technischen Wissenschaften und humanistisch gesinnter Liberaler war er Anhänger friedlicher Beziehungen zwischen den Völkern und erklärte den Krieg als Mittel zur Durchsetzung politischer Bestrebungen für untauglich. Er unterstützte die Sowjetunion beim Flugzeugbau. Derartige Haltungen und Handlungen mißfielen den Faschisten. Sie entfernten den großen Erfinder 1933 gewaltsam aus seinen Werken. Junkers starb 1935. Unter Weiterverwendung seines weltweit geschätzten Namens übernahmen die Faschisten die Fabriken und unterstellten sie ihrer Rüstung. Damit wurde nicht nur der Name, sondern auch das Lebenswerk von H. Junkers mißbraucht.

Ausweis am Mann?

Wir Reservisten der 2. Panzerkompanie im Hans-Beimler-Regiment haben von unserem Kompaniechef den Befehl erhalten, unseren Personalausweis abzugeben. In der AR lasen wir aber, daß dieser beim Reservistenwehrdienst am Mann bleibe. Als wir das Heft dem Kompaniechef vorlegten, antwortete er, das sei nicht gültig, da es in keiner Dienstvorschrift festgelegt sei.
Gefreiter H. Rödiger

Und ob! Nachzulesen in der Ziffer 76 der Ausweisordnung des Ministers für Nationale Verteidigung, 1. Änderung vom 17. 2. 1987!

Laßt andere doch mal mitlachen, und schreibt an Redaktion „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055

BU an BU

Ich bin Berufsunteroffizier und möchte mit einem weiblichen Berufsunteroffizier, Fähnrich- oder Offiziersschüler in Verbindung treten.
Thomas Werner, Otto-Buchwitz-Str.27, Niederoderwitz, 8808

Ich bewundere

... Mädchen, die sich entschließen, die Uniform anzuziehen. Damit zeigen sie ihr Verständnis, den Frieden zu erhalten und an der Seite der Männer dafür zu kämpfen.
Klaus Ressel, Zarrentin

hallo, ar-leute!

Seit vielen Jahren

... abonniere ich Eure (unsere) Zeitschrift. Obwohl ich meinen Wehrdienst nicht in der NVA, sondern als Berufsunterführer in einer VP-Bereitschaft leistete, spricht mich die AR an, denn man kann sich durch sie umfassend informieren. Bei dieser Gelegenheit grüße ich alle ehemaligen Unterführerschüler des Lehrgangs Juni-Oktober 1975 in der UFS Dresden.
Holger Baumgärtner, Leipzig

Zuerst

... habe ich mir die AR nur wegen des Kreuzworträtsels gekauft, aber jetzt fesseln mich die Beiträge viel mehr. Macht weiter so!
Janet Hein, Mügeln

Knapp gehalten?

Ich finde, der Humor dürfte nicht immer so knapp wegkommen! Gerade bei dem oft schweren Dienst ist er doch eine Aufmunterung für die Genossen.
Renate Gomoll, Anklam

Illustrierte DV?

Seit mehreren Jahren lese ich Ihre Zeitschrift, auch nach meiner Armeezeit von 1982–84. Ich muß sagen, die AR ist der Dienstvorschrift abgewandelt, außer der vorletzten Seite.
Jürgen Win, Auma

Alt-Leser-Urteil

Wohl vom ersten Heft an gehöre ich zu den AR-Lesern. Ich finde die Mehrzahl der Beiträge nicht nur informativ, sondern auch interessant gestaltet. Man kann immer wieder Neues lernen. Besonders gelungen sind die Serien zur Militärtechnik und zur Militärgeschichte. Interessant auch der Postsack. Ein bißchen knapp kommt „AR-International" weg. Diese beiden Seiten könnten sicher noch anregender gestaltet werden.
Gerhard Rehbein, Dresden

Nicht einseitig

Was ich bei der AR besonders gut finde: Ihr beschäftigt Euch nicht nur mit der Armee, sondern denkt auch an Probleme, die jeder Mensch so hat und die ihr sogar, wenn nötig, zur Diskussion stellt. So erhält man viele gute Ratschläge und steht nicht so allein mit seinen Problemen da.
Christine Grund, Berlin

„Christiane, Jörg und Jan"

Diese Liebesgeschichte (8/87) ist fast ein Stück meines Lebens und Erinnerung an eine schöne und manchmal schwere Zeit. Die Gedanken von Frau Christiane über Kontakte Vorgesetzter zu den Familien sind sehr realistisch. Auch ich habe Vorgesetzte meines Mannes kennengelernt, die ich durch ihr Vorbild achte. Ich denke besonders an die Oberste Raßmann, Sünna und Mender, die stets ein offenes Ohr für die Belange der Familien hatten. Möge diese Geschichte von vielen jungen Frauen gelesen werden, die sich für das Leben an der Seite eines Berufssoldaten entscheiden, das trotz Entbehrungen sehr schön sein kann.
Gudrun Linnes, Wittenberge

Diese Geschichte ist sehr einfühlsam geschrieben und zeigt, daß man mit der „Armeerundschau" auch sein Glück finden kann.
Anja Kabisch, Dresden

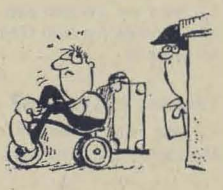
Mit größtem Interesse habe ich den Beitrag gelesen, und zwar aus zwei Gründen: Erstens haben meine Frau und ich uns in weiten Teilen der Geschichte wiedergefunden; bei vielem könnte man ohne weiteres unsere Namen einsetzen. Zweitens kenne ich Jörg persönlich, absolvierten wir doch gemeinsam die Berufsausbildung und die Offiziershochschule. Ein Lob der Autorin Karin Matthées. Weniger gefielen mir die Fotos.
Rainer Wollmann, Eisenach

Ich freue mich immer wieder, wenn ich so einen wirklichkeitsnah geschriebenen Bericht wie diesen bei Euch lese, in dem auch Schwierigkeiten dargelegt werden. Ich muß mich der Meinung Christianes anschließen, daß man mehr für die Frauen der Offiziere tun sollte. Ich wünsche mir noch öfter solche Beiträge.
Regina Werner, Torgelow

alles, was RECHT ist

Führerscheinentzug über den Wehrdienst hinaus?

Ich unternahm eine Dienstfahrt und meldete nicht, daß ich unter dem Einfluß von Restalkohol stand. Nach Beendigung der Fahrt wurde dieser Wert festgestellt. Mir wurde daraufhin auf Grund der StVO § 47 (5) der Bescheid über den Entzug meines Führerscheins für zwei Jahre zugestellt. In meiner Tätigkeit im zivilen Bereich bin ich auf meine Fahrerlaubnis angewiesen. Bald werde ich entlassen. Ist der Kommandeur berechtigt, mir den Führerschein über die Dauer meines Wehrdienstes hinaus zu entziehen?
Gefreiter Volker Ruben



postsack

Redaktion: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut, H. G. Bredow, Archiv
Vignetten: Achim Purwin

Bei der Entlassung werden zurückgenommene oder entzogene Fahrerlaubnisdokumente dem Leiter des Volkspolizei-Kreisamtes am Wohnsitz des Führerscheininhabers übersandt. Außerdem wird er schriftlich über die Gründe der Zurücknahme oder des Entzugs sowie über die Entzugsdauer und die Frist für die Beantragung der Wiedererteilung informiert. Die Volkspolizei wird nichts Neues verfügen, sondern berücksichtigt die Hinweise des Kommandeurs, da seine Entscheidung auch über die Dauer des Wehrdienstes hinaus verbindlich ist und dem § 6 der Straßenverkehrszulassungsordnung entspricht.

gruß und kuß

Zum Geburtstag

... gratuliere ich nachträglich meinem Mann, Soldat Maik Meisel, ganz herzlich. Für den weiteren Lebensweg wünschen Dir alles Liebe und Gute, viel Gesundheit, Schaffenskraft und Erfolg Dein kleiner Liebling Stefanie und Deine Frau
Iris Meisel, Kölleda

Seit fünf Jahren

... kenne ich meine Frau. Als ich 1985 mein Studium aufnahm, begann auch für uns die Zeit der Bewährungen. Gemeinsam haben wir sie bisher gut gemeistert. Mein Schatz unterstützt mich, auch wenn er selbst oft Sorgen hat. Für das Vertrauen, welches meine Frau in mich setzt, und ihre Liebe möchte ich mich auf diesem Wege bedanken und schicke 1 000 Küsse.
Offiziersschüler
Steffen Thiemert

Über die AR

... möchte ich meiner lieben Frau Kathrin dafür danken, daß sie stets zu mir hält, Verständnis für meinen Beruf aufweist und mir ein guter Ehepartner ist.
Offiziersschüler
Andreas Beiler

Meinem Freund

... Unterfeldwebel Matthias Bergmann alles Liebe und Gute und für die verbleibende Zeit bei der Armee viel Kraft. Er soll immer wissen, daß ich stets für ihn da bin und ihn sehr, sehr lieb habe.
Heike Werner, Themar

Und außerdem

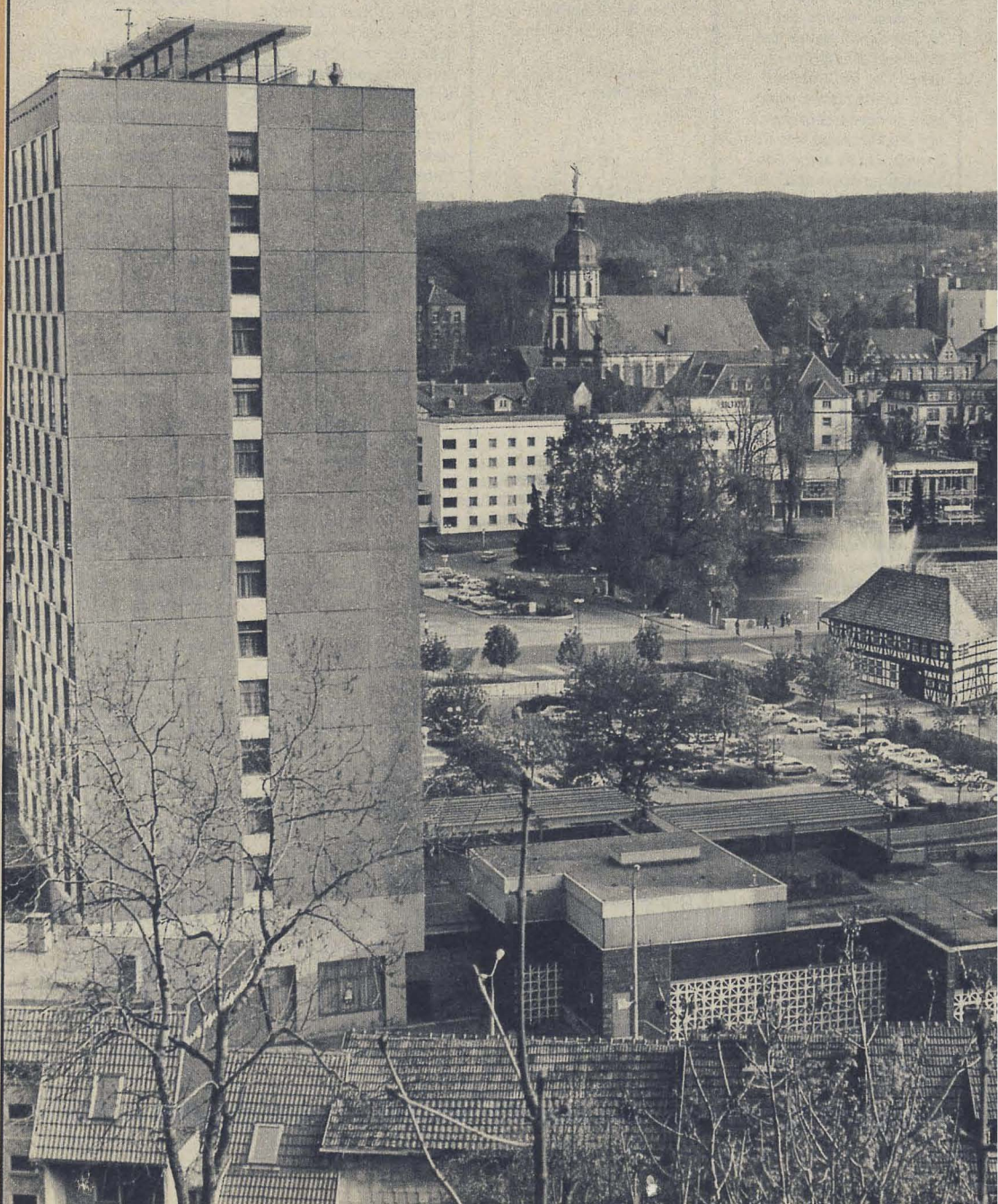
... übermittelt Offiziersschüler Ulf Dreier seiner Freundin Anke Vogel viele herzliche Grüße und tausend zarte Küsse. Sehr lieb hat Andrea Dorbritz ihren Schatz Unteroffizier Bert Strese; sie wird ihren Kopf hoch halten. Amina Oetzel gratuliert ihrem Soldaten Ernst Oberländer recht herzlich zu seinen hervorragenden Ausbildungsergebnissen, Söhnchen Christopher schickt ein Küßchen hinterher. Nachträglich zum ersten Hochzeitstag senden dem Grenzsoldaten Andreas Huse alles Liebe und Gute sowie einen zarten Kuß seine Frau Angela und Sohn Alexander. 1000 Küßchen für ihren lieben Papa Soldat Ralph Kaiser schicken seine Frau Manuela und sein Sohn Matthias; ebensoviele empfängt Unteroffizier Jens von seinen beiden Engeln Monique und Iris, die ihn sehr vermissen und mit Sehnsucht auf ihn warten. Manuela Glaß grüßt ihren Schatz Jörg Dittberner und läßt ihm sagen, daß sie ihn sehr lieb habe. Für das erste gemeinsame Jahr bedankt sich Soldat Frank Flechsig bei seinem Schatz Jana und wünscht sich noch viele Jahre in Glück und Liebe. Die Mutter von Unteroffizier Jan Schenkel wünscht ihm und seinen Kameraden Erfolg bei der Lösung ihrer verantwortungsvollen Aufgaben. „Knuddel" Falk erhält ein ganz zärtliches Küßchen von seiner „Krina". In Gedanken ist Petra Schulze-Wol gast stets bei ihrem Maaten Olaf Franke und läßt ihm ausrichten, daß sie ihn nach der Armeezeit heiraten möchte – wenn er immer noch so lieb zu ihr ist. Ganz liebe Grüße sendet Anett Raulf ihrem Häschen René Kokocinski und wünscht ihm recht viel Erfolg für seine Zeit an der Kamenzer Offiziershochschule. Brit Kupke läßt ihren O fiziersschüler Gerd Stammberger wissen, daß er sich in jeder Situation auf sie verlassen kann, und schickt einen dicken und zärtlichen Kuß. Gratulationen zum Tag der Grenztruppen der DDR empfangen Fähnrich Dirk Teichmann von Mutti und Vati, Untero fizier Olaf Kühne von Karola Kühne und den Eltern sowie Offiziersschüler Holger Witzmann von seiner Katja aus Berlin.

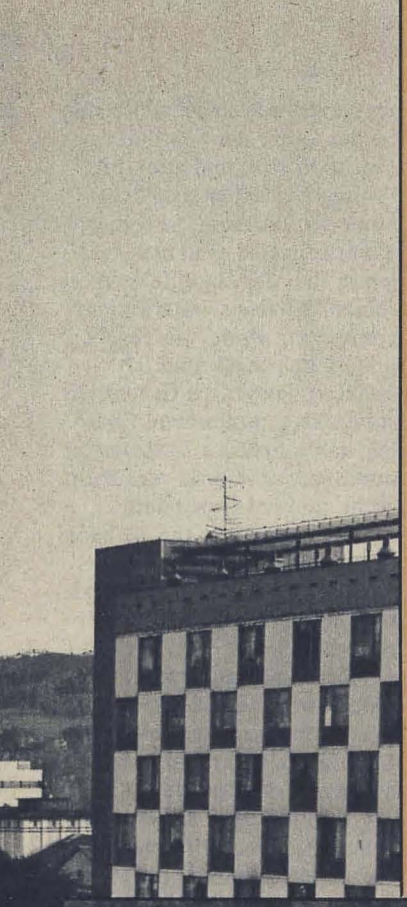
Schneefräsen

... gehören ebenso zu einem Militärflugplatz wie Flugzeuge. Schließlich muß die Rollbahn auch dann freigehalten werden sowie Starts und Landungen ermöglichen, wenn der Winter seinen Einzug gehalten hat. Folglich hat sich AR bei den Soldaten eines Winterdienstkommandos umgesehen und stellt sie mit ihrer Technik vor. AR-Reporter besuchten des weiteren sowjetische Kavalleristen im Pamirgebirge, die „Aeltesten Reservisten" von Rudolstadt und einen Parteisekretär, der von sich sagt: „Aber ich habe doch meine Ecken und Kanten". Im ASK Vorwärts Oberhof folgten wir den Spuren von Frank Ullrich, diesmal jedoch als Biathlon-Trainer. In der Reihe „Militaria" geht es um die Schlacht bei Stalingrad. Und nicht zuletzt beleuchten wir die Hintergründe der USA-Präsidentenwahl

in der nächsten

Die Friedberger Dauerläufer





Suhl – südlichste Bezirksstadt unserer Republik, malerisch eingebettet in die grünen Berge des Thüringer Landes. Bekannt ist sie über DDR-Grenzen hinaus seit langem durch hier produzierte Jagd- und Sportwaffen und in jüngster Zeit auch durch die moderne Schießanlage auf dem Friedberg, die 1986 die besten Sportschützen der Welt zu ihren Titelkämpfen empfing. Seit Jahr und Tag spielen die Motor-Fußballer in der DDR-Liga, sogar mit gelegentlicher Stippvisite in der Oberliga. Und 1984 erhielt der Suhler Sport einen neuen – rot/gelben – Farbtupfer: Die Offiziershochschule der Grenztruppen der DDR „Rosa Luxemburg" hat hier im Thüringschen, exakt auf dem Suhler Friedberg, ihren neuen Standort. An die künftigen Grenzoffiziere werden hohe physische Forderungen gestellt, denn der Dienst an der Grenze verlangt den ganzen Mann. So gehört der Sport selbstverständlich dazu – als Ausbildungszweig und als sinnvolle und freudbetonte Ergänzung in der Freizeit zum harten Dienst-Alltag ...

Wenn an den Donnerstag-Nachmittagen aus den Lautsprechern an der Offiziershochschule heiße Rhythmen oder auch „Thüringen-Hits", wie das Rennsteig-Wanderlied, ertönen, dann ist das das Startsignal für viele Lauflustige – Lehroffiziere und Offiziersschüler, Zivilbeschäftigte und Familienangehörige. Melodie und Rhythmus begleiten sie beim „Stundenlauf mit Musik", nach dem Motto: Mit Musik geht alles besser und – im konkreten Falle – läuft es sich leichter.

Nicht völlig neu, diese Volks-

sportattraktion in unserem Lande, aber neu entdeckt und zur Aktivierung des eigenen sportlichen Lebens genutzt von der Armeesportgemeinschaft I der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg". Väter der Idee und Initiatoren waren der ASG-Vorsitzende, Oberst Karl-Heinz Hentschel, und der Hauptfeldwebel der 12. Kompanie, Stabsfähnrich Uwe Adelmeyer.

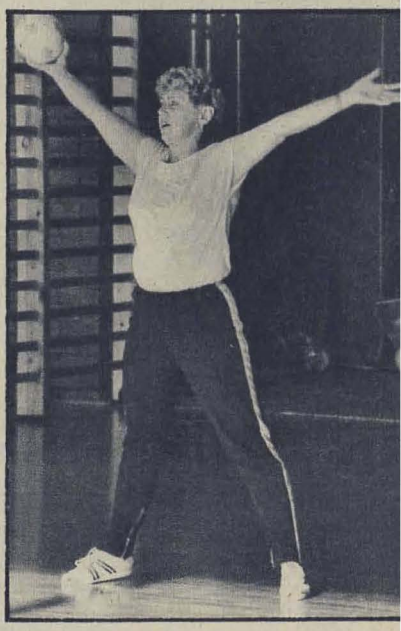
Wir laufen bis zum „Achten" zweihundert Kilometer, lautete das diesjährige Zwischenziel der Suhler Dauerrenner – also die Strecke von Suhl bis in die Sportfeststadt Leipzig sozusagen im Laufschritt. Und danach – versteht sich – wurde weitergelaufen. Insgesamt vierhundert Kilometer, also symbolisch bis Berlin, zu Ehren des 750jährigen Jubiläums unserer Hauptstadt.

Neben dem Spaß an der Sache, den der musikalische Lauf allen bereitet, verfolgen die Organisatoren auch ganz praktische Ziele. Uwe Adelmeyer möchte, daß Nutzen für den einzelnen und für die Kampfkraft der Truppe herausspringt: „Ich werbe vor allem die sportlich Schwächeren. Die meisten merken bald, daß sie sich durchs Laufen körperlich wohler fühlen. Und wenn sie dann schließlich auch die Ausbildungsaufgaben besser bewältigen, haben alle etwas davon."

Dirk Rampenthal zum Beispiel lief anfangs kaum, später aber regelmäßig. Er steigerte seine Leistungen sichtbar und gehört heute zu den begeistertsten Stundenläufern. Oberst Karl-Heinz Hentschel, als ASG-Vorsitzender selbst häufig auf der Stundenstrecke seine Runden drehend, ist allerdings noch nicht ganz zufrieden. Mehr und ständige Teilnehmer wünscht er sich. Der Stundenlauf soll zum Massenlauf werden.

Mit Uwe Adelmeyer hat er da wirklich seine Freude. Der läuft stets vorneweg. Bildlich, aber auch ganz wörtlich zu verstehen. Neunmal hat er schon die fünfundvierzig Kilometer des GutsMuths-Rennsteiglaufes gemeistert. Er ist stellvertretender Leiter der Sektion Leichtathletik, und auch im Wohngebiet ist er sportlich einer der aktivsten. In seiner Kompanie gibt es keinen Härtetest, den der Hauptfeldwebel seinen Offiziersschülern nicht vormachen würde. „Es macht unheimlich Spaß, und ich bleibe so körperlich fit und leistungsfähig. Außerdem, finde ich, sollte man als Vorgesetzter und Sportfunktionär vom Sport nicht bloß reden, sondern selbst mitmachen. Nur so kann man auch die anderen gewinnen und mitreißen." Eine plausible Begründung für sportliche Aktivität.

Dafür war er auserwählt, zur Fahnenweihe anläßlich des 87er Turn- und Sportfestes in Leipzig die Fahne seiner ASG zu tragen, die dort neben anderen vorbildlichen Armeesportgemeinschaften mit einer Ehrenschleife ausgezeichnet wurde. Ein Höhepunkt seines

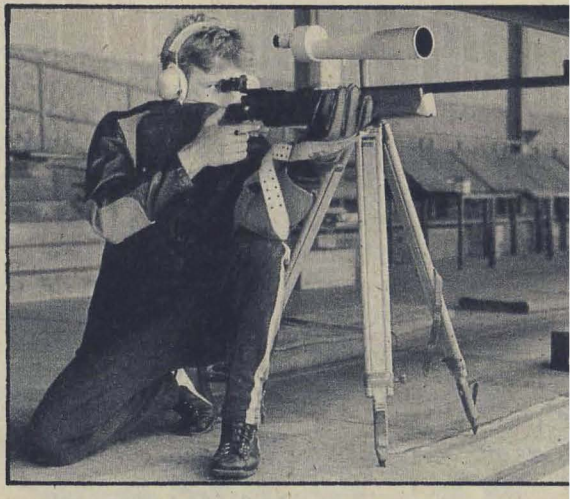


Den Gymnastik-Damen unter der Anleitung von Heinke Teska macht es sichtlich Spaß

Oberst Karl-Heinz Hentschel, ASG-Vorsitzender, Initiator und selbst passionierter Läufer (links)
Zwei aus der erfolgreichen Garde der OHS-Sportschützen: Frank Jurk (Gewehr) und Peter Marquardt (Pistole)

Lebens, den er, wie er selbst sagt, nie vergessen wird ...

Das sportliche Leben an der Schule ist freilich mehr als das Laufen. Vielfalt ist angesagt. Das Schießen, ohnehin dem Soldaten und natürlich auch dem Offiziersschüler abverlangt, ist auch in der Freizeit ein Trumpf auf dem Friedberg. In der von Oberstleutnant der Reserve Gunter Starke geleiteten Sektion Sportschießen treffen sich die besonders Interessierten und Talentierten. Und derer gibt es eine ganze Menge an der Offiziershochschule „Rosa-Luxemburg". Der Beweis ist schnell angetreten: Zweimal gewannen sie seit 1983 den alljährlich ausgeschriebenen Wettkampf um den Pokal des Ministers für Nationale Verteidigung und wurden dazu noch dreimal Zweiter. Oberstleutnant Joachim Czaika, seit dreißig Jahren aktiver Sportschütze, war in diesem Jahr bereits zum neunten Mal dabei. Seiner Begeisterung fürs Sportschießen folgen viele, zum Beispiel jene Offiziersschüler, die auf einen Teil ihres Urlaubs im August



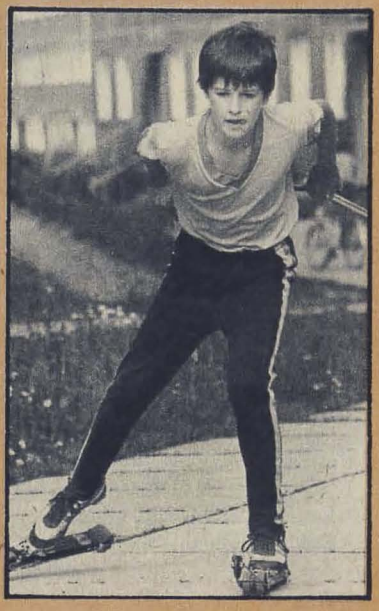
verzichteten, weil gerade da wichtige Wettkämpfe stattfanden. Das sportliche Ansehen ihrer Hochschule ist ihnen wichtig. Durch gute Kontakte zur GST und deren Sportschützen auf dem Friedberg haben sie noch einen echten Vorteil; welche ASG hat schon – so wie die Suhler – die Möglichkeit, auf einer WM-Schießanlage zu trainieren ...

Die fünf Armeesportgemeinschaften der Offiziershochschule – sie entsprechen den fünf Ausbildungsrichtungen – wollen mit dem Freizeitsport möglichst alle erreichen, jedem etwas bieten. Mit den vier Fernwettkämpfen der Armeesportvereinigung Vorwärts gelingt das schon recht gut. Stabsfähnrich Peter Rüß hat es auf dieser Strecke sogar schon zu einiger Berühmtheit in Armeesportlerkreisen gebracht; mehrmals war er ASV-Bester in seiner Altersklasse bei den „starken Männern". Doch er trainiert nicht nur die eigenen Muskeln. Wie die Genossen Hentschel, Starke, Adelmeyer und andere organisiert er vor allem den Sport für alle. Die Lehrlinge im VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk „Ernst Thälmann" Suhl haben sich unter seiner Anleitung im Fernwettkampf „Stärkster Lehrling, sportlichstes Mädchen" schon spürbar gesteigert. Bei einem ganz besonderen Wettkampf mußte allerdings auch der starke Peter Rüß schon einmal vor dem Finale passen. Die sowjetischen Waffenbrüder hatten bei einem Freundschaftstreffen das Stoßen mit einem Zwei-Pud-Rundgewicht im Programm. Diese ungewohnte Kraftübung war für den Stabsfähnrich neu ...

Rot-Gelb als Sportfarbe beschränkt sich keineswegs auf den Friedberger OHS-Bereich. Sie leuchtet zunehmend kräftiger auch in den Wohngebieten. In Suhl-Nord ist an der 16. Oberschule „Marschall Shukow" ein ASV-Trainingszentrum Biathlon entstanden. Matthias Franz begann 1985 mit dem Training junger Talente, und schon ein Jahr später gab es bei der Suhler Bezirksspartakiade erste Erfolge. Alexander Weitz gewann die Silbermedaille. Inzwischen besucht er die Kinder- und Jugendsportschule in Oberhof und trainiert beim ASK Vorwärts. Alle fünf Jungen der Altersklasse zwölf sind Mitglieder der Bezirksauswahl, und hinter ihnen stehen bereits wieder achtzehn Kinder der Altersklassen zehn und elf ...

Um nun den sportlichen Bogen wieder zur OHS zurückzuführen – auch die Frauen, Mitarbeiterinnen und Ehepartner, kommen zu ihrem sportlichen Recht. In zwei Gymnastikgruppen, von Ute Klatt und Heinke Teska betreut, „schaffen" sich die Frauen regelmäßig. Eine allgemeine Sportgruppe leitet Ria Steglich. Also auch für die Frauen einiges zum Aussuchen. Womit sich der Kreis schließt: Angebot und Nachfrage im Freizeitsport kommen an der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg" zum Nutzen aller einander schon ziemlich nahe.

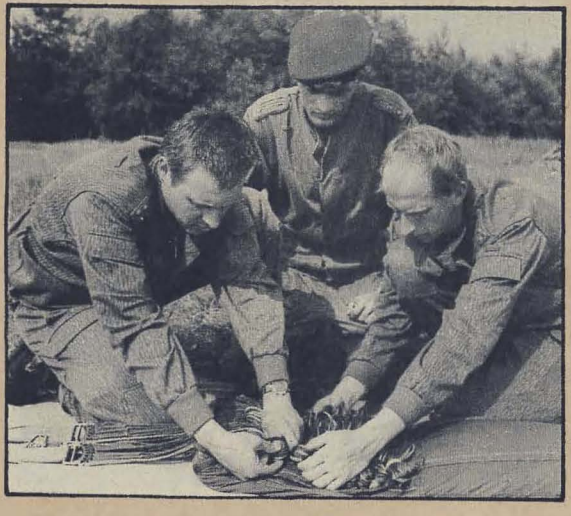
Text: Roland Sänger



Übungsleiter Matthias Franz mit seinen kleinen ASV-Biathleten

Bild: Gerhard König, Manfred Uhlenhut (1)

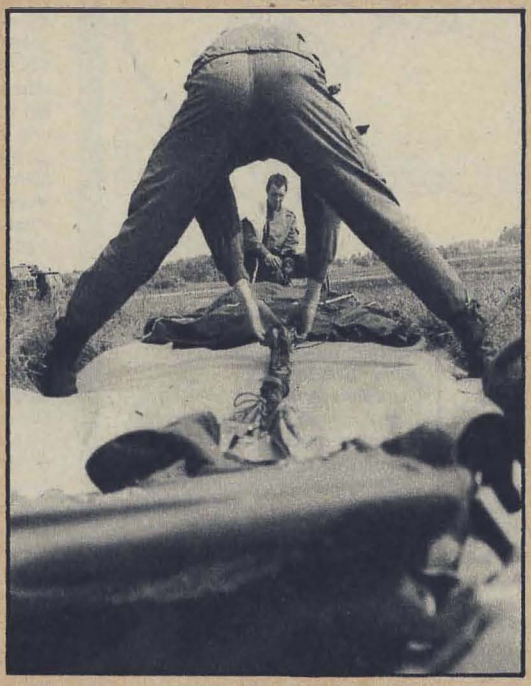
Bild: Steffen Billhardt



Was am Boden nicht klar ist

... kann in der Luft nicht mehr wettgemacht werden. Eine alte Fallschirmjägerweisheit. Sie gilt vor allem dem fehlerlosen Packen des Fallschirms. Da muß jede Handlung aus dem Effeff beherrscht werden, jeder Handgriff sitzen. Mit seiner Packleistung garantiert der Springer, daß Risiken ausgeschaltet und somit günstige Voraussetzungen für die Erfüllung des Kampfauftrages geschaffen werden.

Jeder hat seinen Fallschirm selbst zu packen, wobei ihm stets ein weiterer Genosse hilft. Beide müssen sich aufeinander verlassen können. Ob beim Legen oder Straffen der einzelnen Bahnen der 66 m² großen Rundkappe, ob bei der Kontrolle oder dem Einschlaufen der 26 Fangleinen sowie der längeren Steuerzweigleinen, ob beim Einlegen des Schirms in den Verpakkungssack oder dem richtigen Verschließen, ob beim Einstellen des Öffnungsautomaten oder dem Versiegeln des Schlosses – Sorgfalt ist immerzu gefragt. Eine halbe Stunde ist für den Packvorgang vorgesehen. Zum Schluß werden die Namen des Packers, seines Gehilfen und des Prüfers im Begleitheft für den Sprungfallschirm dokumentarisch festgehalten.



Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut

Grusel-Geschäft

Nun ist's heraus, was ihn so quält; Bundeswehr-Generalinspekteur Wellershoff hat sich in seiner Not dem BRD-Blatt „Die Welt" anvertraut: „Das Bewußtsein für eine real vorhandene Bedrohung durch das übermächtige konventionelle Militärpotential des Warschauer Paktes hat in den letzten Jahren stark nachgelassen." Angesichts unserer Friedensinitiativen ist das verständlich.

Doch wie soll der verängstigte Admiral die Legalität immer neuer Rüstungsforderungen, die er und seine Generale eben erst auf zwei Geheimkonferenzen ausgebrütet haben, glaubhaft machen? Da geht es um lumpige 40 Milliarden D-Mark, die sein Heeresinspekteur bis zum Jahr 2000 zusätzlich verlangt. Da geht es um 27 Milliarden allein für den neuen Jäger 90. Und es geht um ein weiteres Tornado-Geschwader, das die Bundeswehr für die Erhaltung des „Friedens in Freiheit" so dringend braucht. Schließlich müsse – so der Admiral – das Heer in die Lage versetzt werden, „die Schlacht vor seinen Linien bis zu 150 Kilometer völlig autonom zu führen", und die Luftwaffe habe zu „offensiven Operationen bis zu 500 Kilometer Tiefe fähig" zu sein. Das unterstreicht natürlich die „Friedensmission" der Bundeswehr, das alles ist zur „Sicherung der Vorneverteidigung" erforderlich. Wagt man offiziell zu sagen. Wie aber soll man das „nachlassende Bedrohungsbewußtsein" unter diesen Hut bringen?

Ganz einfach: Man jongliere mit Zahlen, das ist in NATO-Kreisen hochmodern. Und werden diese Zahlen „richtig genug" ausgewählt, erhält das Ganze sogar einen „objektiven" Anstrich. Siehe „Streitkräftevergleich 1987, NATO – Warschauer Pakt" der Bonner Hardthöhe! Dessen einziges Ziel sei – so Andreas von Bülow, Wehrexperte der SPD-Bundestagsfraktion –, „Haushaltsmittel für ein überzogenes militärisches Rüstungsprogramm zu bekommen". Stimmt haargenau! Auf 74 Seiten wird das aufgeblasene Schreckgespenst einer östlichen Übermacht herbeigegruselt. Wieder einmal werden Divisionen gezählt, ohne deren reale Stärken und Strukturen zu berücksichtigen. „Selbst dem militärischen Laien kommen Zweifel", sagte von Bülow, „wenn er sieht, daß 207000 polnische Heeressoldaten 15 Divisionen ergeben, während die Bundeswehr mit 340000 Heeressoldaten nur 12 Divisionen auf die Beine stellt." So primitiv also werden Zahlen manipuliert – und Menschen. Ob es damit aber auf Dauer gelingt, das Bedrohungsgespenst am Leben zu erhalten, darf bezweifelt werden. Denn Friedensworte und Friedenstaten der sozialistischen Länder stimmen zu genau überein. Und das ist gut so.

Gregor Köhler

AR International

● **Ein erstes SDI-System** könnten die USA ab 1994/95 im Weltraum stationieren, erklärte USA-Verteidigungsminister Weinberger. Es sei der Moment gekommen, das SDI-Programm zu beginnen. In sieben bis acht Jahren, betonte er, sei das technische Know-How soweit entwickelt, daß eine erste Phase der SDI-Stationierung keine technischen Schwierigkeiten mehr bereiten würde. Der erste auf der Erde und im Weltraum untergebrachte „Schild" könne Raketen entweder beim Start abfangen oder dann, wenn sie den höchsten Punkt ihrer Flugbahn überschritten hätten. Es treffe jedoch zu, daß damit das System noch nicht hundertprozentig wirksam sei. Dennoch biete es den USA zahlreiche Vorteile.

● **USA-General John R. Galvin** hat in einer Rede vor westlichen Diplomaten in Brüssel als neuer Oberster NATO-Befehlshaber Europa „einige Grundzüge seiner militärpolitischen Lagebetrachtung" dargelegt. Darin sprach er sich für die Fortsetzung der nuklearen und konventionellen Hochrüstung der NATO sowie für eine Stärkung der Offensivfähigkeit ihrer Streitkräfte aus. Diese sollen unter seinem Kommando ihre Anstrengungen zum Erringen militärischer Überlegenheit über die Streitkräfte des Warschauer Vertrages erhöhen, ihre Angriffsfähigkeit weiter stärken und die geistige Manipulierung der NATO-Soldaten intensivieren.

● **Belgiens Luftwaffe** hat von 1964 bis Mitte dieses Jahres insgesamt 116 Kampfflugzeuge durch Abstürze verloren. Dem Bericht eines ehemaligen Luftwaffenoffiziers zufolge kamen dabei 43 Piloten und 25 Zivilpersonen ums Leben. Bei den Flugzeugen handelt es sich im einzelnen um 37 Starfighter, 36 Mirage 5, 15 F-16 sowie 28 F-84F oder RF-84F. Das Brüsseler Verteidigungsministerium hat die in dem Bericht enthaltenen Zahlen bestätigt und erklärt, 60 Prozent der Abstürze seien auf technische Fehler zurückzuführen, 40 Prozent auf menschliches Versagen.

● **Für Kampfflugzeuge** wollen die britischen Rüstungsfirmen British Aerospace, GEC Avionics und Fer-

ranti in gemeinsamer Arbeit eine neue Zieleinrichtung entwickeln. Mit ihm – einem Laserstrahl-System – könnten die Flugzeuge bei Tag und Nacht angeflogene Ziele mit hoher Präzision treffen, erklärten die Unternehmen. Ein Prototyp der neuen Zieleinrichtung sei an das britische Verteidigungsministerium bereits geliefert worden.

● **Die Bundeswehr** will einen neuen Stahlhelm beschaffen. Die Bonner Hardthöhe bestätigte Meldungen, wonach eine BRD-Expertenkommission einen neuen spanischen Helm getestet habe und mit den Resultaten sehr zufrieden gewesen sei. Die Prüfung der Helme soll mindestens bis Jahresende fortgesetzt werden. Nach Angaben der Kommission wiege das Modell nur die Hälfte des in der Bundeswehr gebräuchlichen Helmes, sei aber gegen Geschosse um das Zweifache sicherer. Die Bundeswehr plant, zu einem noch nicht bestimmten Zeitpunkt 266000 dieser Helme zu erwerben.

● **Griechenland** möchte von der niederländischen Luftwaffe eine Anzahl NF-5-Düsenjäger übernehmen. Den Haag will die aus den 60er Jahren stammenden Kampfflugzeuge bis 1992 durch Maschinen des Typs F-16 ersetzen. Wie ein Sprecher des niederländischen Verteidigungsministeriums mitteilte, sollen die ersten NF-5, von denen die Niederlande insgesamt 72 Stück besitzen, noch vor Jahresende ausgeliefert werden. Nach Auskünften unterrichteter Kreise zeigt die Türkei ebenfalls Interesse für die NF-5.

● **USA-Vizepräsident Bush** hat die europäischen NATO-Partner zu weiterer Aufstockung ihrer Rüstungsausgaben aufgefordert. Er verlangte, Europa müsse einen größeren Teil „der gemeinsamen Verteidigungslast" tragen.

● **90 Maschinen** jener 106 Jagdbomber CF-18, die der USA-Rüstungskonzern McDonnell Douglas an die kanadischen Luftstreitkräfte geliefert hat, mußten „nachgebessert" werden. Wie Kanadas Verteidigungsminister Perrin Beatty erklärte, wiesen die Zwischenwände der CF-18, die die Tragflächen sowie das Fahrwerk stützen sollen, Defekte auf. Nach einer größeren Anzahl von Flugstunden würden sich daraus ernsthafte Probleme für die Maschine ergeben.

● **Israel** entwickelt laut einem Bericht der britischen Sonntagszeitung „Observer" einen Kernsprengkopf für die Jericho-Rakete, die arabische Hauptstädte erreichen kann. Die Rakete sei erstmals am 16. Mai von der Negev-Wüste aus mit einem solchen Sprengkopf in das Mittelmeer geschossen worden. Sie sei 960 Kilometer weit geflogen und verfüge über eine potentielle Reichweite von 1400 Kilometern; eine Information, die aus geheimdienstlichen Quellen in Washington gesickert sei. Israel selbst habe bisher nichts über die streng geheime Jericho-Rakete mitgeteilt und auch nie bestätigt, daß es Kernwaffen besitze.

Eine Kriegsflotte für sich ist die USA-Küstenwache (USCG). Die in Friedenszeiten dem Transportministerium unterstellte „Coast Guard" verfügt über 243 Schiffe und Boote, allen voran 15 Einheiten der Hamilton-Klasse, von denen einige bereits in der Ostsee kreuzten. Unser Foto: Ein 3050-ts-Hochsee-Patrouillenboot der Hamilton-Klasse übt mit Flugzeugträgern im Nordpazifik.

In einem Satz

Die USA-Luftwaffe hat vorerst alle weiteren Testflüge mit der interkontinentalen ballistischen MX-Rakete gestoppt, weil eine Arbeitsgruppe neu aufgetauchte Zielgenauigkeitsprobleme der Rakete prüfen soll.

Bei einer Feierstunde im Hauptquartier des NATO-Bereichs Europa-Mitte im niederländischen Brunssum wurde der bisherige Heeresinspekteur der Bundeswehr, General Hans-Henning von Sandrart, offiziell als neuer NATO-Befehlshaber Europa-Mitte in das Amt eingeführt, das bisher Bundeswehrgeneral Leopold Chalupa bekleidet hatte.

Den Auftrag für die Herstellung einer mechanisierten Version der Luftabwehrrakte Stinger hat der Rüstungskonzern Boeing von den USA-Streitkräften erhalten; im Gesamtwert von 1,3 Milliarden Dollar sollen 1200 Raketen dieses Typs produziert werden.

Das Kommando über die in Geilenkirchen (BRD-Land Nordrhein-Westfalen) stationierten 18 NATO-Spionageflugzeuge AWACS hat Ende September der USA-Luftwaffengeneral Jerry D. Holmes von Bundeswehrgeneral Rimmeck übernommen.

Zum ersten Mal haben in diesem Jahr Einheiten der spanischen Streitkräfte an den NATO-Herbstmanövern teilgenommen, nachdem Spanien seit seiner fünfjährigen Mitgliedschaft im NATO-Pakt bisher stets nur Beobachter entsandt hatte.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

Karl-Erich Müller
Scharnhorst, Öl, 1984

Seit Oktober diesen Jahres ist im Dresdner Albertinum die X. Kunstausstellung der DDR zu sehen. Diese Schau, die aller fünf Jahre stattfindet, zeigt einen umfangreichen Ausschnitt künstlerischen Schaffens der jeweils letzten Jahre. Beredtes Zeugnis für die enge Verbundenheit von Künstlern und Werktätigen aller gesellschaftlichen Bereiche sind die Werke, die im Auftrag entstanden. In Dresden sind vielfältige Arbeiten dieser Art zu finden. Am häufigsten sind als Auftraggeber staatliche Organe, die Gewerkschaften, die NVA, der DTSB und die FDJ genannt. Hinter jedem dieser Auftragswerke steht zumeist eine lange, wechselvolle und interessante Geschichte – von der Idee, einen Auftrag zu vergeben, über die Suche nach einem geeigneten Künstler, die enge Zusammenarbeit mit ihm, das gegenseitige Verständigen, Kennenlernen und Voneinanderlernen, nicht ausgeschlossen Mißverständnisse und endlich das fertige Werk. Nicht in jedem Falle sind am Ende eines solchen Miteinanders beide Seiten zufrieden, Spuren hinterläßt es aber in jedem Falle, positiv oder negativ wirkende, manchmal entsteht sogar eine beglückende Freundschaft für ein Leben.

Ein auf der X. Kunstausstellung zu sehendes Auftragswerk ist das Scharnhorstporträt von Karl-Erich Müller. Als dieser Künstler vom Ministerium für Nationale Verteidigung dafür gewonnen wurde, wußte man, mit wem man es zu tun hat. Der 1917 in Halle geborene und immer noch dort lebende Künstler, heute Mitglied der Akademie der Künste der DDR, war bekannt durch viele Ausstellungen im In- und Ausland. Für seine Arbeiten hatte er höchste Auszeichnungen erhalten. In den 60er Jahren schuf er mehrere grafische Zyklen zur Geschichte der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Mich haben immer besonders seine Skizzen, Zeichnungen und Gemälde bewegt, die er von Studienaufenthalten aus anderen Ländern mitbrachte, unter anderem aus der Sowjetunion, aus Indien, Sri Lanka und Nepal. Vor allem die lebendige Art, Menschen zu zeichnen, Charaktere zu erfassen, Individuelles zu gestalten und dennoch Typisches zu zeigen, hat mich beeindruckt.

Diese Fähigkeiten boten gute Voraussetzungen, ein Bild Scharnhorsts zu malen, ein Bild des Mannes, den wir heute als Patrioten ehren und dessen Leistungen auf militärischem Gebiet zu unseren progressiven Traditionen zählen. Mit seinem Namen ist seit 1966 die höchste militärische Auszeichnung unseres Landes verbunden. In einer Zeit feudaler Zerrüttung und unter der napoleonischen Fremdherrschaft setzte Scharnhorst gegen altpreußische und junkerliche Opposition eine neue Heeresgesetzgebung durch, die gleiche Rechte für alle schuf. Jeder konnte Offizier werden, wenn er die entsprechenden Fähigkeiten besaß. Scharnhorst selbst, ein geborener Bauernsohn, wurde General und Militärtheoretiker. Im Befreiungskrieg war er Generalstabschef Blüchers. Er hat mit seinen Reformen die Grundlagen für ein Volksheer geschaffen und organisierte die Volkserhebung gegen Napoleon; mit sein Verdienst ist die Entwicklung der deutsch-russischen Waffenbrüderschaft in der Zeit der Befreiungskriege.

Dem Maler standen natürlich viele Informationen über Scharnhorst zur Verfügung. Zu dem wenigen überlieferten Bildmaterial gehören ein Gemälde von Gerhard Johann David und die Totenmaske. Karl-Erich Müller übernahm von dem historischen Gemälde äußere Attribute wie Uniform, Orden und teilweise die Frisur. Eine Ähnlichkeit ist vorhanden, und dennoch interpretiert er die Gesichtszüge auf eigene Weise. Ohne Uniform könnte man sich sofort einen heutigen Menschen vorstellen. Ein selbstbewußter Mann ist dargestellt, kluge, wache Augen sehen den Betrachter an. Man spürt, er vertritt mit sicherem Wissen eine Haltung und versteht es, sich durchzusetzen. Auch wenn die Figur repräsentativ und statuarisch dargestellt ist, wird durch die farblich konstrastierenden, flirrenden Farbtupfer, die um die Gestalt gruppiert sind, eine Unruhe und Spannung erzeugt, die den Eindruck von Vitalität und geistiger Aktivität vermitteln. Das Bild geht weit über ein sogenanntes Repräsentationsbild hinaus. Ein lebendiger Mensch wird gezeigt, der es nicht nur wert ist, als historische Persönlichkeit verehrt zu werden, sondern der mit seinem Leben, seinen Träumen und Taten Identifikationsmöglichkeiten bietet, der uns Vertrauter ist, Berater, Freund und Vorbild sein könnte.

Ich glaube, nichts anderes von der Wirkung her hat sich der Auftraggeber vorgestellt, als er das Bild malen ließ, und Karl-Erich Müller hat die komplizierte Aufgabe mit Überlegung, innerer Anteilnahme, Verantwortungsbewußtsein und künstlerischem Vermögen gelöst.

Text: Dr. Sabine Längert

Alle Jahre wieder ...

... soll es am Weihnachtsabend glänzende Augen geben. Weil endlich mal wieder alle zusammen sind. Weil es nach Tannenbaum und Bratäpfeln und Gänsebraten duftet. Weil jeder sich freut über ein besonders liebevoll ausgesuchtes Geschenk, das er empfangen oder aber überreichen darf. Ihr wißt, für mich gehören Bücher zum Besten, was man verschenken kann, vom Allerbesten natürlich mal abgesehen. Und wie stets habe ich mich für Euch umgesehen, um Euch bei der riesenhaften Auswahl schenkens- und vor allem lesenswerter Bücher ein bißchen zu helfen.

Als eine wahrlich noble Gabe empfiehlt sich ein Bildband, den ich nicht anders als prachtvoll nennen kann. Es ist ein Band über Kunstwerke, die während eines halben Jahrtausends, zwischen dem 15. und unserem Jahrhundert, geschaffen wurden und sich alle einem Thema widmen – dem Mann unter Waffen. „Der Soldat in der bildenden Kunst" heißt das Werk. Einer der namhaftesten Kunstkenner unseres Landes hat es erarbeitet, Dr. Joachim Uhlitzsch, der über zwei Jahrzehnte als Direktor der Gemäldegalerie Neue Meister in Dresden wirkte. Mit diesem Band leisteten der Autor und der Militärverlag der DDR, der das Werk herausbrachte, ein Stück Pionierarbeit. Denn zu diesem eminent wichtigen Thema, dem sich durch die Jahrhunderte Künstler der ganzen Welt zuwandten, gibt es bislang nichts Vergleichbares. Die 331 vorzüglich gedruckten Abbildungen zeigen Werke, die in Museen der DDR, der UdSSR, Belgiens, der BRD, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens, der Niederlande, Österreichs, Spaniens, der Schweiz, Ungarns und der USA bewahrt werden. Zu den Schöpfern der Gemälde, Kupferstiche, Grafiken und Plastiken gehören Leonardo da Vinci, Raffael, Rubens, Rembrandt, Dürer, Brueghel, Goya, Kollwitz, Liebermann, Nagel, Repin und viele andere, deren Werk die Weltkunst trägt. Die Meister haben den Soldaten so dargestellt, wie sie ihn jeweils in ihrer Zeit erlebten – als Söldner, als Aufständischen, als Räuber und Plünderer, als Verteidiger, als Revolutionär, als Befreier. Ob Leonardos edler „Kopf eines Kriegers", 1480 mit dem Silberstift gemalt, ob El Grecos prunkendes „Bildnis eines Ritters", entstanden hundert Jahre später, oder Ernst Barlachs Holzbildwerk mit sechs Soldaten für den Magdeburger Dom, geschaffen während des heraufziehenden Faschismus – jedes der weltbekannten Werke ist individuelle Auseinandersetzung mit dem Soldatsein in konkret-historischer Situation. Der einfühlsame und gut verständliche Text ist die brillante Arbeit eines kompetenten Fachmannes. Eine sehr gute Idee war, jeden Künstler mit Porträt und Kurzbiographie vorzustellen. Dieses erlesene Werk zu besitzen ist gewiß eine große Freude; es zu verschenken eine noch größere. Der Band kostet 86,- Mark.

Wollt Ihr jemanden beschenken, der Gedichte mag, so hab ich natürlich auch für Euch einen Tip. Der Eulenspiegel Verlag hat Gedichte von Joachim Ringelnatz gesammelt und sie unter dem Titel „Mein Herz im Muschelkalk" herausgegeben, Preis 19,80 M. Ringelnatz ist der Vater des Kuttel Daddeldu und derber Seemannsgedichte; er stand, die Flasche in der Hand, auf Kabarettbühnen und trug seine frechen, frivolen, sehnsüchtigen, wehmütigen, phantasievollen, verspielten, albernen und traurigen Gedichte vor. Eins hab ich für Euch rausgesucht:

GENAU BESEHN
Wenn man das zierlichste Näschen
Von seiner liebsten Braut
Durch ein Vergrößerungsgläschen
Näher beschaut,
Dann zeigen sich haarige Berge,
Daß einem graut.

Er hat aber auch ganz liebe Verse geschrieben, z. B. das Liebesgedicht mit der Ofenkachel; kennt

Ihr doch. Dieser Ringelnatz ist ein Mann voller Überraschungen; sie sind auf über fünfhundert Seiten in diesem Buch versammelt.

Der zweite Lyrikband, den ich Euch empfehlen will, ist ein Buch zum Lesen und Schauen; er wird Liebhabern von Gedichten ebenso gut gefallen wie Fotofreunden. In Walter Flegels Gedichten werden „Ansichten von Rügen" poesievoll reflektiert. Ingo Scheffler schuf mit der Kamera stimmungsvolle Bilder, die die Schönheiten der Insel zeigen. Ein schöner Band, entstanden im Militärverlag der DDR und (hoffentlich noch) zu haben für 12,60 M.

Anekdoten – wer liest solche kleinen Histörchen nicht gern? Früher waren sie sehr beliebt und verbreitet; Kunststück – kein Fernsehen, die Leute erzählten sich noch was! Namentlich um berühmte Menschen rankten sich solche geschwätzigen Stückchen. Was wunder, daß Anekdoten um einen Genius wie Goethe ganze Bände füllen. Der Geheime Rath war übrigens selbst ein glänzender Erzähler von Anekdoten. Zu solchen Erzähl- und Weinabenden lud er gern ein in sein Haus am Weimarer Frauenplan. Muß schön gewesen sein. Uns bleibt, davon zu lesen. In den überlieferten Anekdoten über den großen Mann spiegeln sich viele Züge von Goethes Charakter und Lebensweise wider. Aber auch die sozialen und politischen Zustände seiner Zeit, seine Freundschaften und Feindschaften, seine Lebensumwelt, seine Arbeit, seine Liebe (im Plural), Freuden und Ärgernisse – all das findet sich in den mehr als fünfhundert Anekdoten, die der Aufbau Verlag in einer wohlausgestatteten zweibändigen Ausgabe anbietet. Titel: „Treffliche Wirkungen" – Anekdoten von und über Goethe. Eine erzähl ich gleich mal: Goethes Küchenjunge entwendete eines Tages aus der Küche einen großen Hecht, versteckte ihn unter dem Mantel und schlich durch den Park. Zufällig stand Goethe am Fenster und bemerkte den unter dem Mantel hervorlugenden Fischschwanz. „He, Junge!" rief er. Der Junge stotterte: „Was befehlen Exzellenz?" – „Ich befehle, daß du künftig, wenn du einen von meinen Fischen ausführen willst, einen längeren Mantel oder einen kürzeren Fisch nimmst." – Die lesenswerte Sammlung kostet 37,- M.

Kriminell ist diese Fisch-Klauerei wohl nicht zu nennen. Ausgesprochen kriminell hingegen geht es zu in dem allerersten Psycho-Krimi. Er erschien, wie überhaupt die ersten englischen Kriminalromane, so um 1865 herum. Geschrieben hat ihn ein Pfarrerssohn und studierter Jurist namens Joseph Sheridan Le Fanu. Natürlich spielt die Grusel-story in einem verwitterten altenglischen Schloß. Natürlich geht es um Mord, und Unheimliches begibt sich. Natürlich gibt es einen Erzschurken, der ein blühendes, unschuldiges junges Mädchen in Todesangst versetzt. Der Schuft heißt genauso wie der Roman, nämlich „Onkel Silas". Und was der treibt, wäre in der Tat eher etwas für einen Psychiater als für einen ohnehin überarbeiteten Detektiv. Wer diesen Krimi-Klassiker aus dem Verlag Das Neue Berlin verschenken möchte, sollte 11,80 M beiseite legen.

Liebesgeschichten sind allemal ein passendes Geschenk. Zumal, wenn Küßchen und Um-den-Hals-Fallen verschoben werden müssen, weil der Dienstplan mit eiserner Faust zugeschlagen hat. Da sollte man rechtzeitig ein Päckchen schnüren und dem Liebsten oder der Allerliebsten Geschichten schicken, die allesamt von Liebe erzählen. Als Überbrückung. Vierzig Erzählungen von Autoren aus aller Welt sind versammelt in einer preiswerten Paperback-Ausgabe (9,80 M), die Volk und Welt mit dem Titel versah: „Wie Porzellan zerbricht". Das soll Eurer Liebe um Himmels willen nicht geschehen. Ihr sollt miteinander erleben, was als Überschrift für eine französische Erzählung in diesem Band gewählt wurde: Die schönste Liebesgeschichte. Das ist mein Weihnachtswunsch für Euch.

Tschüß!

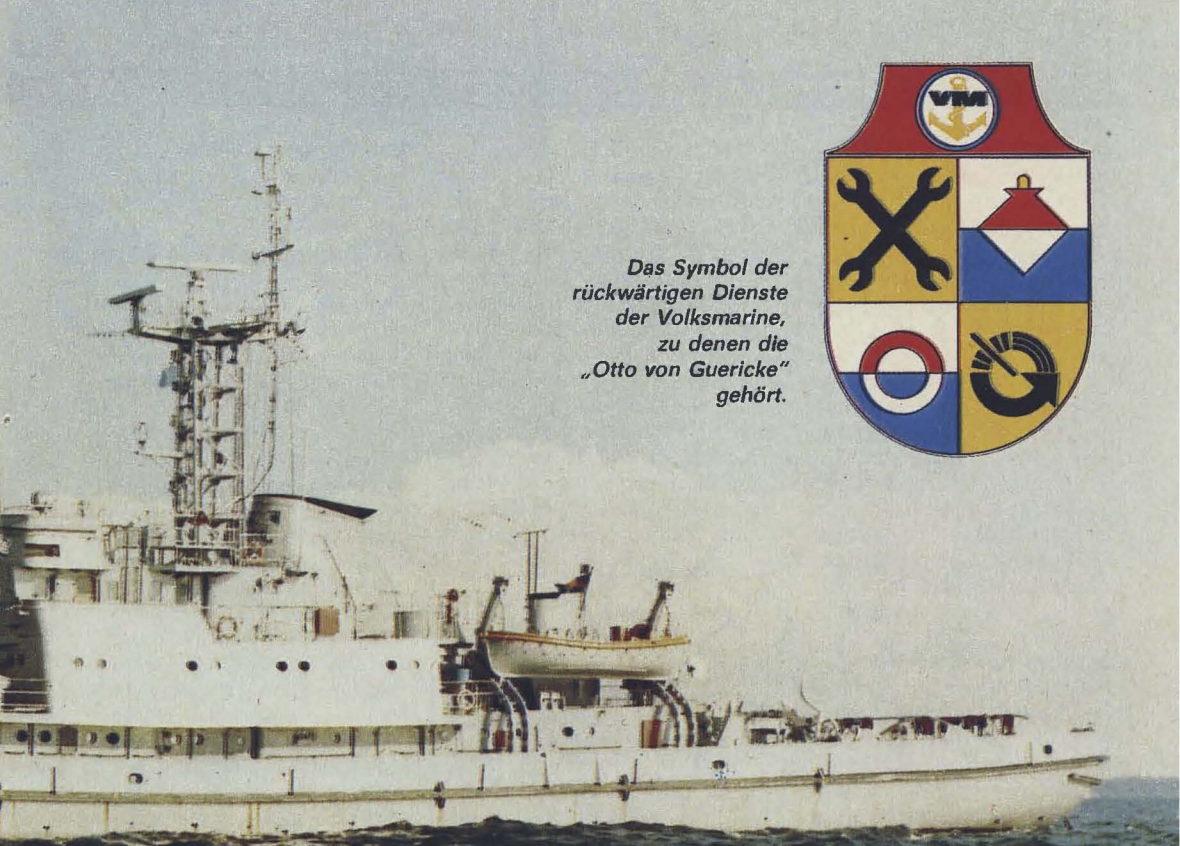
Eure Bibliothek-Karin

Text: Karin Matthées

HOCHSEE-BERGUNGSSCHIFF „OTTO VON GUERICKE“:

BEREIT FÜR

Der Haken der Schleppwinde

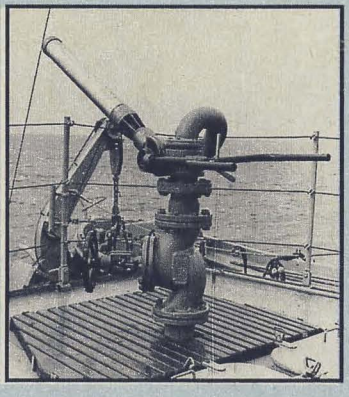


Das Symbol der rückwärtigen Dienste der Volksmarine, zu denen die „Otto von Guericke" gehört.

SEENOTFÄLLE

Weihnachten steht vor der Tür. An Bord des Bergungsschiffes sind die Urlauber verabschiedet worden, rüsten die Verbliebenen für die Festtage. Da schrillen Glocken durch die Decks. 30 Sekunden lang. Gefechtsalarm! Schiff seeklar machen!

Der Kommandant erhält den Befehl, auf eine Position im Seegebiet nahe Warnemünde zu fahren. Dort verfing sich das Netz eines Fischkutters auf dem Grund mit einem alten Torpedo. Beim Hieven des Fanggerätes wurde das Malheur bemerkt, das Netz sofort gekappt und die Küstenstation über das Vorkommnis benachrichtigt. Nun liegt es an den Männern der „Guericke", nach dem Torpedo zu suchen. In einem Gebiet von mehreren hundert Quadratmetern. Stabsobermeister Krause und Obermaat Frahm schwimmen mit dem leichten Tauchgerät auf den Meeresgrund. Sechs bis acht Meter ist es hier tief, der Wellengang normal, +3 °C die Wassertemperatur. Die Situation ist also günstig. Und doch müssen die beiden unzählige Runden schwimmen, bis sie endlich nach zwei Stunden auf das Gesuchte stoßen. Den an Bord gekommenen Munitionsspezialisten schildern sie Art und Zustand des Torpedos. Der Offizier klassifiziert ihn als einen aus dem zweiten Weltkrieg stammenden, der Gefechtszünder fehlt, der Kopfteil ist ausgespült, also ungefährlich. Da der Tiefgang der „Otto von Guericke" hier an diesem Standort stört, wird das fünf Meter lange Projektil am nächsten Vormittag in tieferes Wasser gezogen, schließlich an Deck gebracht, auf dem Vorschiff abgelegt. Im Hafen wartet bereits der Munitionsbergungsbetrieb auf den Fund.



Zwischenfall in der Werft

Von einer Werft kommt ein Hilferuf. Am Ausrüstungskai ist durch einen technischen Schaden ein Schiffneubau auf Grund gegangen. Nur die Aufbauten des 20 000-Tonnen-Frachters schauen aus dem Wasser. Die Produktion ist ins Stocken geraten, ein Teil der Wasserstraße blockiert. Das gesunkene Schiff muß unverzüglich gehoben werden. Ob die Volksmarine zu helfen vermag? Sie kann.

Das Feuerlöschboot F 45 und die „Otto von Guericke" fahren zum Havarieort. Für Obermaat Frahm und die Maaten Müller und Reimus, alles ausgebildete Marinetaucher, beginnt eine mühselige Unterwasserarbeit. Sie haben die große Montageöffnung zum Hauptmaschinenraum zuzuschweißen, anschließend Deckel auf alle zwölf Mannlöcher in den Hauptabteilungen aufzusetzen und mit je 20 Muttern zu ver-

Wendestrahlrohr zur Brandbekämpfung

schrauben. Zwei Tage und Nächte lang sind sie auf den Beinen, dann können die Lenzpumpen angeschlossen, die gefluteten Räume vom Wasser befreit werden. Das Schiff schwimmt auf.

Fast universell

Zwei Episoden aus vergangenen Jahren. Zwei Einsätze der „Otto von Guericke", die aber längst nicht aussagen, was dieses Spezialschiff alles vermag.

Auf einer polnischen Werft gebaut, wurde das Fahrzeug am 29. Dezember 1976 von der Volksmarine als A 46 „Otto von Guericke" in Dienst gestellt. Auch die polnischen Waffenbrüder besitzen zwei Bergungsschiffe dieser Bauart, die „Piast" und die „Lech". Alle verfügen sie über eine umfangreiche technische Ausrüstung, um den Anforderungen verschiedenartiger Seenotfälle auch bei schwerem Seegang und kräftigem Wind zu entsprechen.

Auffallend an der Backbordseite – die rote Taucherglocke, die bis zu einer Tiefe von 60 Metern ausgesetzt werden kann. Sie dient als Aufenthaltsraum entweder für zwei Schwere oder drei Leichte Taucher bei ihrer Auftauchzeit und kann auch als zusätzliche Druckkammer benutzt werden (drei stationäre Druckkammerabteilungen befinden sich an Bord). Falls mal ein Defekt am persönlichen Tauchgerät eintritt, brauchen die Tauchermaate nicht gleich zur Wasseroberfläche zu stoßen, sondern sie benutzen die Glocke als Reserveluftpolster. Über diesen großen Behälter wird auch die Befehlsübermittlung zum Taucherleitstand an Bord sichergestellt. Eine schwenkbare Arbeitsbühne unterhalb des Zylinders komplettiert das Ganze. Kurzum: Dieser sechs Tonnen schwere Behälter verlängert die effektive Arbeitszeit der Taucher bei Unterwassertätigkeiten.

Ein Motorrettungsboot sowie sechs automatisch aufblasbare Rettungsflöße nehmen Schiffbrüchige auf. Zusätzlich können im Wasser treibende Menschen mit einem großen Bergungsnetz aufgefischt werden, welches man am schwenkbaren Ladebaum des vorderen Mastes befestigt. An Bord des Schiffes finden rund 150 Geschädigte medizinische Betreuung, notfalls rüstet man die Offiziersmesse zu einem Operationsraum um.

Zur Brandbekämpfung auf anderen Schiffen sind drei Wendestahlrohre installiert, die entweder Seewasser oder Schaum bis zu 65 Meter weit verspritzen. Auch an eine Gasfeuerlöschanlage wurde gedacht. Silberfarbene Hitzeschutzanzüge und Atemschutzgeräte gehören zur Ausrüstung der Besatzung. Eingesetzt werden kann das Spezialschiff auch zur Leckbekämpfung. Dazu hat es großflächige Lecksegel, Leckwehrmaterial und leistungsstarke Lenzpumpen an Bord.

Und schließlich das Frei- und Abschleppen. Schiffe aller Größen vermag die „Otto von Guericke" über weite Entfernungen an die Leinen zu nehmen. Dazu verfügt sie über eine Schleppwinde mit 500 Meter Trosse und 30 Tonnen Zug sowie eine weitere Anlage mit einer 64 Millimeter starken und 250 Meter langen Stahltrosse.

AR war an Bord und hat einige Situationen fotografiert, die bei Bergungs- und Rettungsarbeiten eintreten können.

Übrigens: Bolek und Lolek, die beiden polnischen Trickfilmfiguren, fanden wir hier auch. So nennt die Besatzung die beiden mächtigen Schiffsdiesel und hat beide Namen dort groß mit Farbe aufgemalt.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut

Die Visitenkarte der „Otto von Guericke"

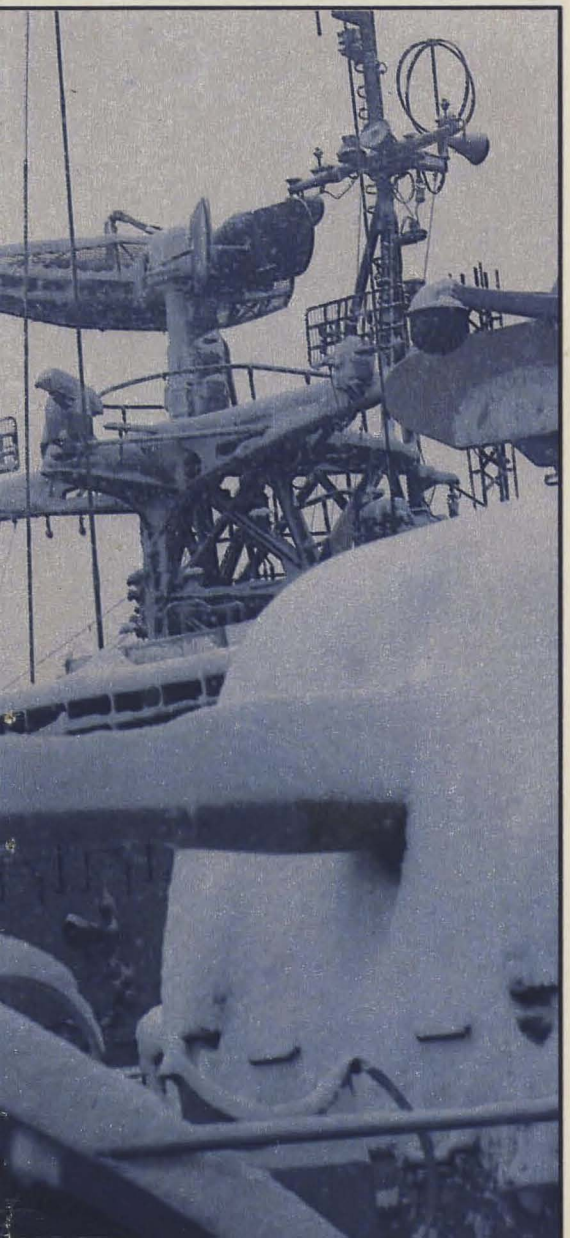
Ausgezeichnet mit der NVA-Verdienstmedaille in Bronze und mehrmals als „Bestes Schiff" geehrt.

Wasserverdrängung	leer	1444,9 ts
	max.	1872,2 ts
Tiefgang		4,23 m
Länge		72,62 m
Breite		12,03 m
Höhe		29 m
Geschwindigkeit		16 kn/h
Einsatzradius		6000 sm bei 12 kn
Einsatzdauer auf See		30 Tage
Antrieb		2 Sechs-Zylinder-Zweitakter-Dieselmaschinen je 1412 kW 3 Hilfsdieselmaschinen je 260 kW
Stammpersonal		46 Mann (darunter 10 Taucher)

Abstieg vom Bergungsschiff mit dem Helmschlauchtauchgerät, welches für mittlere Tauchtiefen (bis 40 Meter) vorgesehen ist

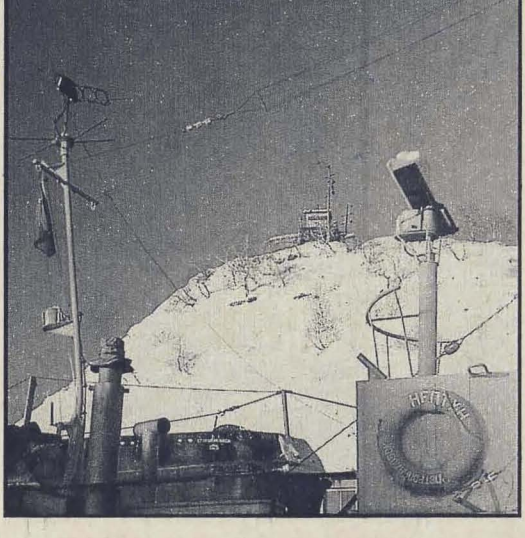
Wache am Pazifik:

Der Sturm, die Axt, der Brei



Signalny Mys, Signalkap, heißt das entlegene Fleckchen Erde, auf dem die Küstenbeobachtungsstelle untergebracht ist. Rund um die Uhr stehen hier Matrosen Wache, beobachten aufmerksam die ein- und auslaufenden Schiffe, tagsüber auf Sicht, und wenn die nicht mehr genügt, bei Nebel und Schnee und in der Nacht, dann leistet die Funkmeßstation Hilfe. So, daß mit den auf Reede liegenden Schiffen ständig Kontakt besteht. Wenn eines sich nicht an die Regeln hält, gibt der Posten Signal, und in Richtung des Schiffes werden drei weiße Leuchtpatronen abgefeuert. „Sie fahren gefährlichen Kurs, seien Sie vorsichtig!" bedeutet das.

Stets pfeift um die Station von allen Seiten der Wind. Doch an jenem Tag hatte sich ein Zyklon angekündigt. Im Handumdrehen verwandelten die feuchten Schneemassen die Antennen in bizarre Gebilde. Masten wurden zu Eispfählen, und auch die Abspannseile und Kabel überzogen sich mit Eis. Sieh dir das an, dachte Sergej Golow, der Funkorter, besorgt. Die Station könnte ausfallen, man muß das Eis abhacken. Draußen mußte er die Augen zusammenkneifen, die weißen Schneeflächen blendeten mit ihrer strahlenden Helligkeit. Der böige Wind warf ihn fast zu Boden. Die anderen Matrosen kamen bald nach. Umsichtig teilte Fähnrich Raschidow, der Leiter der Station, jedem seine Aufgabe zu. Ohne zu zögern, gingen alle Mann dem Eis zuleibe. Am schwersten hatten es jene, die oben an den Antennen arbeiteten, denn dort traf der Sturm die Gesichter wie mit Eisnadeln. Auf einmal hatte auch Wassili Puschtschak neben dem Leiter gestanden. „Genosse Fähnrich, lassen Sie mich helfen." Raschidow wollte den Funkorter, der auch als Koch fungierte, schon in die Kombüse zurückschicken, doch dann überlegte er es sich anders. Erstens hätte er den Matrosen damit beleidigt, und zweitens hatte er doch selbst seine Genossen auf der Station angehalten, alle



Schwierigkeiten gemeinsam durchzustehen.

Nach einer ganzen Weile ließen Wind und Schneefall nach, und die Matrosen konnten in den wärmenden Aufenthaltsraum zurück. Die Verbindung mit der Bucht war keinen Augenblick abgebrochen. Kein Schiff war außer Kontrolle geraten.

„Und jetzt, Wassili, zeig deine Kochkünste", schlug Raschidow vor.

„Wir werden sofort ...", entgegnete der Matrose bereitwillig, verschwand in der Kombüse und klapperte alsbald mit den Töpfen.

Ja, die Jungs der Station halten zusammen. Da ist zum Beispiel der Signalgast Obermaat Alexander Tarassewitsch. Als Komsomolsekretär wird er allgemein anerkannt. Hier auf der Station ist er Parteimitglied geworden. In der Freizeit zeichnet er seine Kameraden, und schon bald wird die Porträtgalerie vollzählig sein. Oder nehmen wir den Obersignalgasten Walentin Jandukow. Erst kürzlich wurde er mit Urlaub belobigt. Er wird in sein Heimatdorf fahren, sein ehemaliges Werk aufsuchen und wahrscheinlich davon berichten, wie er kaltblütig ein Schiff vor dem Auflaufen bewahrte. Und er wird von seinen Freunden und Kameraden erzählen, von Irek Rustjamow aus Kasan, Konstantin Romaschow aus dem berühmten Komsomolsk am Amur oder von Wladimir Nosko, dem Neuen, aus Wladiwostok. Die Jungs hatten Wladimir geholfen, sich schnell in das kleine Kollektiv einzufügen, hatten ihn bei der Ausbildung zum Funkorter tüchtig unterstützt. Jetzt beherrscht er nicht nur schlechthin die Pflichten eines Funkorters, sondern bereitet sich nach den wenigen Monaten seines Dienstes sogar schon auf den Erwerb des Berechtigungsscheins für Signalgasten vor.

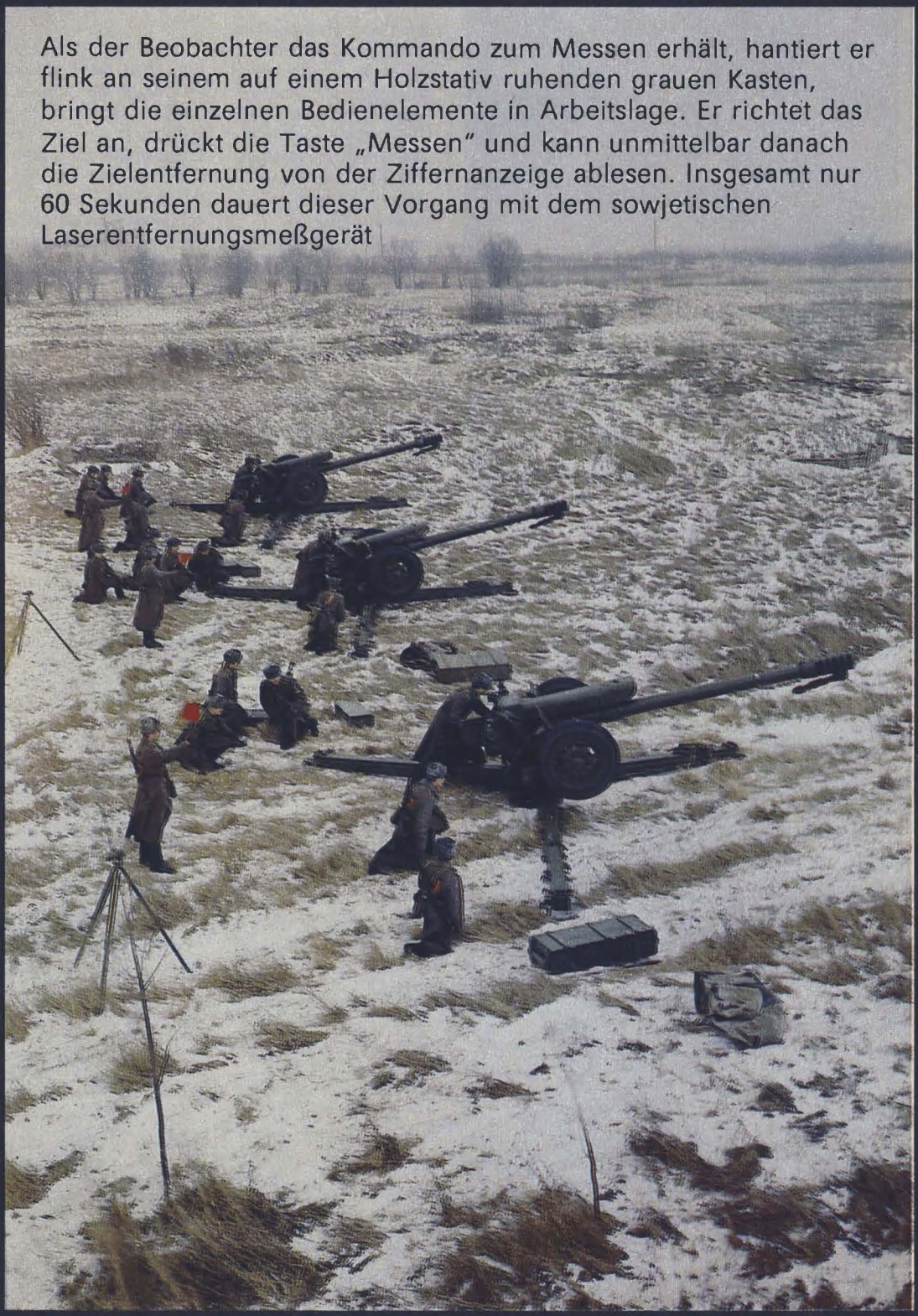
Als endlich der Smutje zum Backen und Banken rief, setzten sich alle zu Tisch und lobten die Kochkunst des Matrosen. Sein Kascha schmeckte heute besonders gut, und mancher verlangte Nachschlag. Der Amateursmutje arbeitet im Zi-

vilen als Agrotechniker, versteht darum wohl auch was von Körnerfrüchten. „Na, Wassja", fragte der Obermatrose Sergej Golow, auf ein uraltes russisches Volksmärchen anspielend, „kannst du auch aus einer Axt Brei kochen?" – „Aber ja doch", parierte dieser postwendend, „wenn du ihn dann auch ißt!"

Alle Äxte stehen noch an ihrem Platz in der Station, denn das Reedeverkehrsboot war zu diesem Zeitpunkt schon zu ihnen unterwegs und brachte Lebensmittel für einige Monate. Weiß man doch nie, welche Überraschungen das launische Wetter des Pazifik noch bereithält.

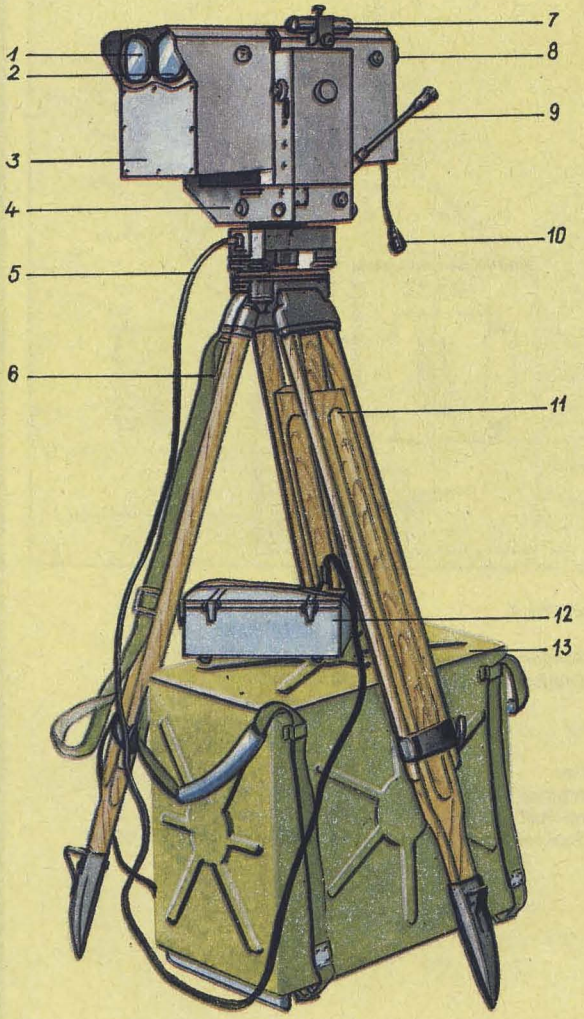
Bild und Text:
Kapitän 2. Ranges
Alexej Schadrin

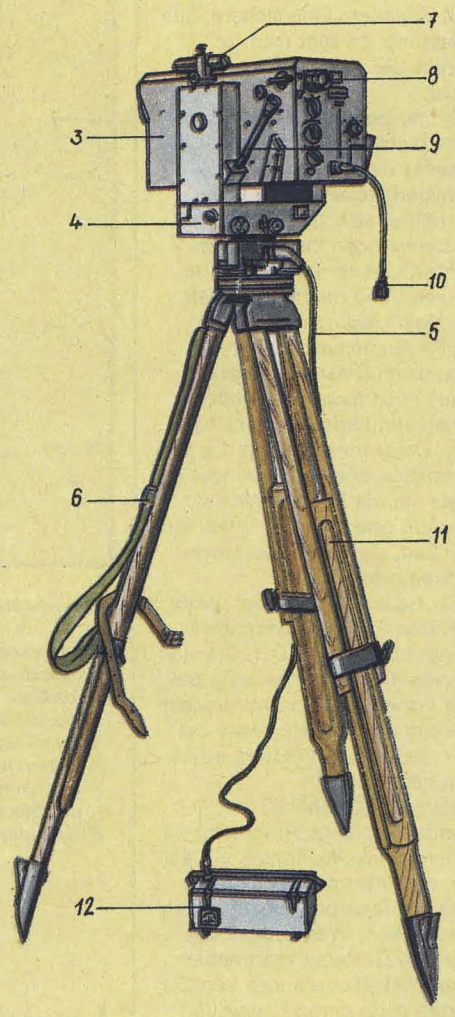
Als der Beobachter das Kommando zum Messen erhält, hantiert er flink an seinem auf einem Holzstativ ruhenden grauen Kasten, bringt die einzelnen Bedienelemente in Arbeitslage. Er richtet das Ziel an, drückt die Taste „Messen" und kann unmittelbar danach die Zielentfernung von der Ziffernanzeige ablesen. Insgesamt nur 60 Sekunden dauert dieser Vorgang mit dem sowjetischen Laserentfernungsmeßgerät



Laser-entfernungs-meßgerät

KTD-1





1 optisches Sendesystem
2 optisches Empfangssystem
3 Sende/Empfangsanlage
4 Piedestal
5 Stromversorgungskabel
6 Tragegurt
7 Bussole
8 Richtfernrohr
9 Mikroskop
10 Taster „Messen"
11 Stativ
12 Akkumulator
13 Verpackung mit EWZ

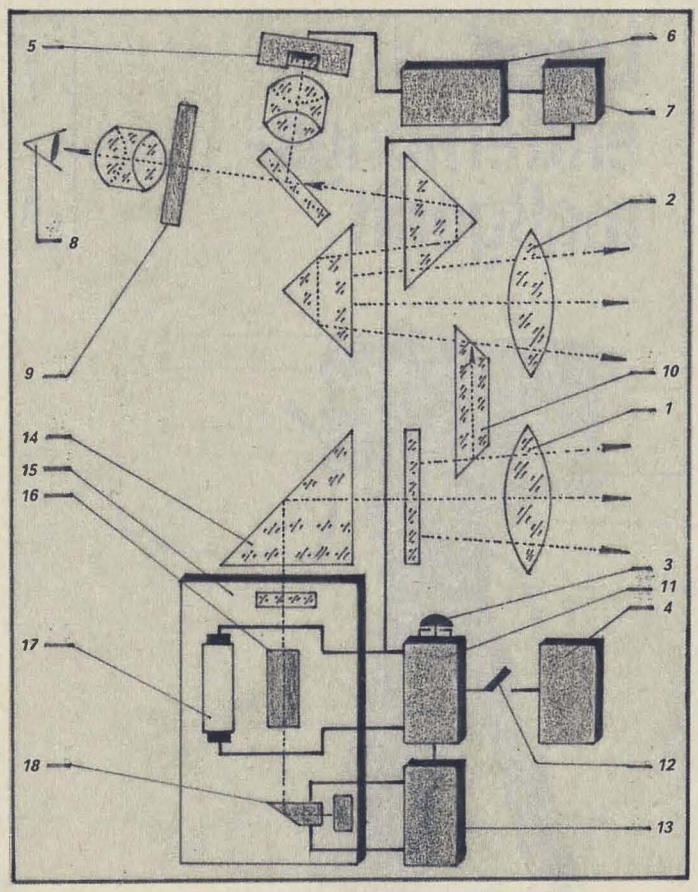
Laser-entfernungs-meßgerät

Der große russische Feldherr Suworow sagte einmal: „Ein gutes Augenmaß, Schnelligkeit und überraschender Angriff sind die entscheidenden Faktoren zum Erringen des Sieges im Gefecht." Nicht ohne Grund nannte er dabei das Augenmaß zuerst. Denn Menschen, die ein geübtes Auge besitzen, können exakt Zielentfernungen bestimmen und mit hoher Treffsicherheit schießen. Eine sichere Zielerfassung, so sagt man, ist bereits der halbe Erfolg im Gefecht.

Sicher bereitet das Entfernungsschätzen bis zu einem Kilometer den meisten kaum Schwierigkeiten. Ganz anders verhält es sich bei Entfernungsbestimmungen bis vielleicht zehn Kilometer oder mehr. In diesem Falle reicht unter den heutigen Bedingungen das bloße Augenmaß nicht mehr aus, es muß verstärkt werden. Dazu nutzt man verschiedene Arten von Entfernungsmeßgeräten. Unter ihnen nimmt das Lasermeßgerät einen besonderen Platz ein, da hier der Meßvorgang in praktisch unendlich kurzer Zeit, mit hoher Geschwindigkeit erfolgt.

Ein typischer Vertreter dieser Geräteart ist das Laserentfernungsmeßgerät KTD-1, das sich bereits als sehr zuverlässig bei der Ermittlung von Koordinaten bestimmter Objekte sowie bei der Geländevermessung erwiesen hat.

Zum Gerät gehören eine Sende/Empfangseinrichtung mit einem Winkelmeßgerät, ein Stativ, eine Akkumulatorbatterie und ein Transportbehälter mit Ersatzteilen, Werkzeug, Zubehör (EWZ). Damit kann neben den Winkelkoordinaten von Objekten auch deren Entfernung vom Beobachter bestimmt und soweit das Gelände vermessen werden. Und obwohl es sich bei dem KTD-1 um ein Präzisionsgerät handelt, ist seine Arbeitsweise relativ einfach. Es bestimmt Entfernungen nach



Blockschaltbild KTD-1

1 optisches Sendesystem
2 optisches Empfangssystem
3 Auslöser
4 Akkumulator
5 Fotodiode
6 Zeittormesser
7 Stromversorgungsblock und Steuereinheit
8 Auge des Beobachters
9 optisches Schutzfilter
10 Verbindungsprisma
11 Impulsmodulator
12 Netzschalter
13 Steuereinheit des elektrooptischen Verschlusses
14 schwenkbares Prisma
15 Laser
16 Lasermedium
17 Impulslampe
18 elektrooptischer Verschluß

dem Zeitintervallverfahren. Das bedeutet, es sendet in Richtung des Zielobjektes einen Lichtimpuls aus und empfängt das reflektierte Licht. Anhand der Laufzeit des Lichtimpulses erhält man nach Multiplikation mit dem Wert für die Lichtgeschwindigkeit den von ihm durchlaufenen Weg; halbiert ergibt sich daraus die gesuchte Entfernung zum Objekt. Diese Operationen übernehmen in dem Meßgerät eine Zeitintervallmeßschaltung, Steuerblöcke und ein Optikteil.

Die wichtigste Funktion dabei erfüllt der Lichtempfänger, der den verschwindend kleinen Teil der vom zu vermessenden Objekt reflektierten elektromagnetischen Energie einfangen muß. Die Zeitintervallmeßschaltung besteht aus einem quarzstabilisierten Zählimpulsgenerator und einem elektronischen Zähler, die vom ausgesendeten Signal angelassen und vom empfangenen Impuls gestoppt werden.

Ist das KTD-1 auf das Stativ gesetzt und die Arbeitsbereitschaft hergestellt, kann die 27-Volt-Stromversorgung zugeschaltet werden. Innerhalb von vier Sekunden laden sich nun die in den Modulatorblock der Impulslampe eingebauten Pumpkondensatoren bis zu ihrer Arbeitsspannung von 900 Volt auf. Danach kann der Beobachter bereits sein Gerät auf das zugewiesene Ziel richten und den Startknopf betätigen. In diesem Moment werden die Pumpkondensatoren, gesteuert von der Zündschaltung im Modulatorblock, über die Pumplampe entladen. Die Energie der Blitzlampe pumpt das aktive Element des Gerätes in Sekundenbruchteilen hoch, und der Steuerblock erhöht schlagartig die Güte des optischen Resonators. Der Laser sendet einen Lichtimpuls aus. Sein Strahldurchmesser beträgt vier bis fünf Millimeter. Und jetzt tritt auch das optische System in Aktion. Ein Prisma lenkt den Impuls in das optische Sendesystem mit zehnfacher Vergrößerung. An seinem Ausgang hat der Strahl also einen Durchmesser von vier bis fünf Zentimetern. Das so formierte Lichtbündel, Sondierungsimpuls genannt, wird in Richtung Zielobjekt abgestrahlt.

Gleichzeitig mit der Zündschaltung formiert der Modulatorblock ein Signal, das die Stromversorgung des Zeitintervallmessers zu- und dessen Steuerung einschaltet. Die Zähler werden auf Null gestellt. Und sobald ein bestimmter Teil des Sondierungsimpulses über ein weiteres Prisma auf die Fotodiode gelangt, beginnt der Zählvorgang. Der setzt sich fort, bis der Echoimpuls durch das optische Empfangssystem auf die Fotodiode trifft. Damit endet der Zählvorgang, und an der Ziffernanzeige ist die gemessene Entfernung in Metern abzulesen, denn das Meßergebnis wird direkt in das Sichtfeld des Zielfernrohres eingeblendet und leuchtet vier Sekunden lang.

Nach diesem Prinzip können mit dem KTD-1 Entfernungen im Bereich von 100 bis 10 000 Metern hinreichend genau bestimmt werden, natürlich immer in Abhängigkeit von den Abmessungen des Zieles und seinen Reflexionseigenschaften. Verwendet man beispielsweise eine 20 × 20 Zentimeter große Sperrholzplatte, so wird das Ergebnis einer Entfernungsmessung nur bis etwa zwei Kilometer mit der gewünschten Genauigkeit erreicht. Für Kraftfahrzeuge oder Panzer liegt diese Grenze bei acht Kilometern, bei einzelstehenden Häusern sogar bei fünfzehn und mehr.

Am KTD-1 sind einige, die Arbeit erleichternde Einrichtungen vorhanden. Dabei handelt es sich um Baugruppen, die das empfangene Signal von Störungen säubern und stabilisieren (Selektion des Zieles). Wenn sich z. B. beim Anvisieren eines Objektes noch andere Gegenstände im Sichtfeld befinden, kann zeitliches Ausblenden und Selektieren den störenden Einfluß von Gegenständen unterbinden, die teilweise in die optische Meßstrecke (von dem optischen Sender ausgesandten Strahl) hineinragen. Außerdem gibt es im Empfangssystem einen Schutzfilter, der das Auge des Beobachters wirksam vor unbeabsichtigten starken Reflexionen des Laserlichts schützt.

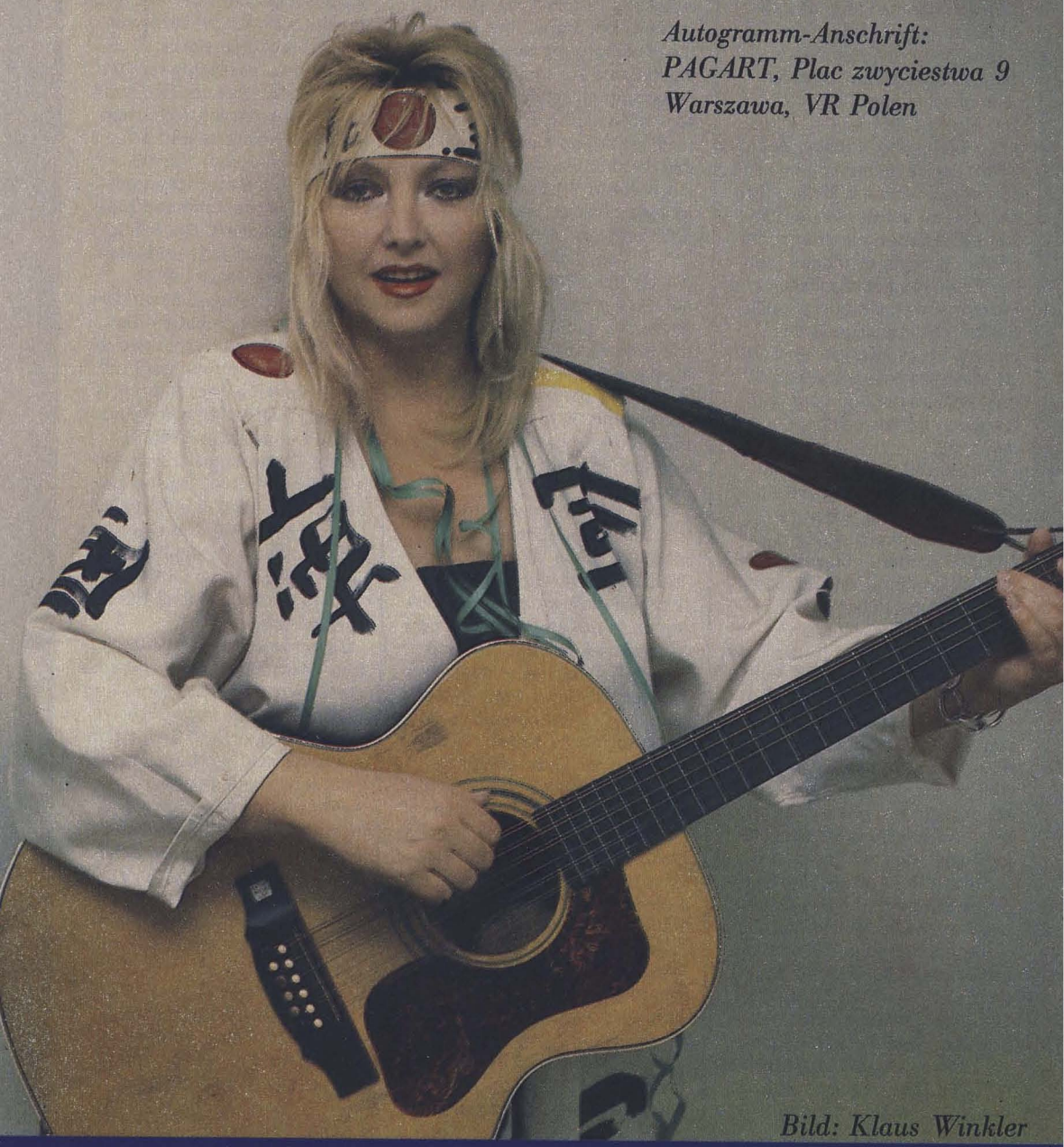
Das Gerät zeichnet sich auch durch hohe Betriebssicherheit aus. Störungsfreies und präzises Arbeiten wird vom Hersteller für 5000 ununterbrochen nacheinander vorgenommene Messungen garantiert. Die Sollbetriebszeit des Sende-Empfangssystems liegt sogar bei 100 000 Messungen. Besonders ist dabei hervorzuheben, daß das KTD-1 in den verschiedensten Klimazonen und geografischen Regionen stabil arbeitet. Es behält seine hohe Empfindlichkeit und Genauigkeit in einem Temperaturbereich von −40 bis +50 Grad Celsius bei einer relativen Luftfeuchtigkeit bis zu 98 Prozent und einem Luftdruck von minimal 460 hPa, was einer Höhe von etwa 4000 Metern über dem Meeresspiegel entspricht.

Zusammen mit dem Zubehör- und Ersatzteilbehälter wiegt das Gerät ganze 23 Kilogramm und kann somit von nur einem Mann transportiert, bedient und gewartet werden. Und ungeachtet dessen, daß das KTD-1 ein kompliziertes optisches Gerät darstellt, ist seine Bedienung einfach. Zum Aufstellen der Apparatur mit dem dazugehörigen Stativ und dem anschließenden Herstellen der Betriebsbereitschaft benötigt man nicht mehr als fünf Minuten.

Text aus „Wojennyje snanija"
Illustration: Heinz Rode
Redaktion:
Oberstleutnant Ulrich Fink

Populär bei den polnischen Soldaten:

Maryla Rodowicz



Autogramm-Anschrift:
PAGART, Plac zwyciestwa 9
Warszawa, VR Polen

Bild: Klaus Winkler

Fregatten

Ein kleines, schnelles dreimastiges Segelkriegsschiff, das ein Zwischendeck zur Aufstellung von sechs bis zwölf leichten Geschützen besaß, wurde bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts als Fregatte bezeichnet. Aber erst mit der Herausbildung der ständigen Segelkriegsflotten und der Klassifizierung ihres Schiffsbestandes ging die Bezeichnung Fregatte auf Schiffe über, die hauptsächlich sicherstellende Aufgaben zu lösen hatten.

Bis Mitte des 18. Jahrhunderts unterteilte man die Fregatten in einigen westeuropäischen Ländern in Eindecker, die ein geschlossenes Batteriedeck besaßen, mit 20 bis 30 Kanonen und Zweidecker mit 40 bis 50 Geschützen an Bord. Während sich jedoch die einen als zu schwach erwiesen, waren die anderen zu schwerfällig und zu teuer. Für Aufklärung, Sicherung, Geleitschutz, Nachrichtenübermittlung, um nur einige Aufgaben zu nennen, brauchte man Schiffe, die neben einer angemessenen Bewaffnung und Seetüchtigkeit vor allem gute Segeleigenschaften besaßen. Wirkliche Fregatten waren auch nicht durch den Umbau kleinerer Linienschiffe zu erhalten, sondern man benötigte dafür spezielle Neubauten mit schlankeren und im Unterwasserteil scharfgeschnittenen Rumpfformen. Ihre Beseglung mußte großflächiger als bei Linienschiffen sein; das erforderte höhere Masten und längere Rahen.

So bildete sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die eigentliche Fregattenklasse heraus. Bei ihr ergab die Erfüllung aller Forderungen an Geschwindigkeit, Seetüchtigkeit und Bewaffnung eine solche Harmonie, daß diese Fregatten wohl bis auf den heutigen Tag die schönsten und formvollendetsten Vertreter der Segelkriegsschiffe sind.

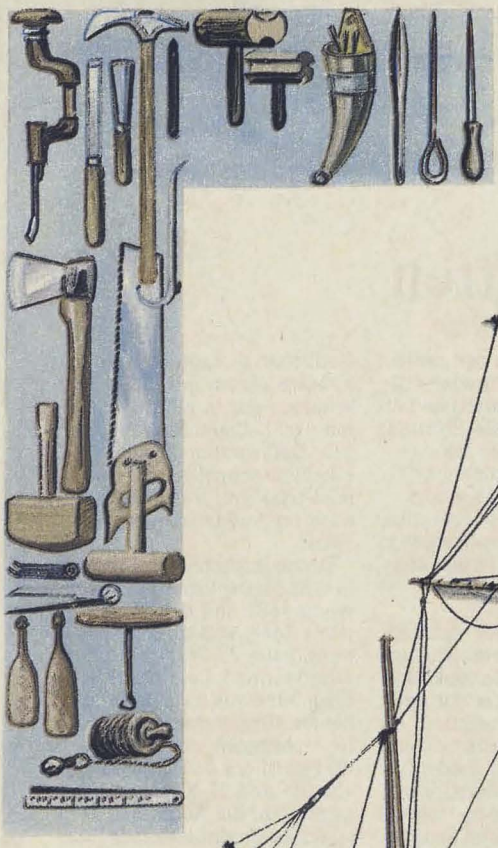
In der Frühzeit der regulären Segelkriegsflotten bezeichneten die Engländer 64-Kanonen-Linienschiffe 4. Ranges mit zwei Batteriedecks als Fregatten. Jedoch konnten diese ihren Aufgaben nicht gerecht werden, weil sie in ihren Rumpfformen zu füllig und daher zu langsam waren. Wurden solche Schiffe scharf gesegelt, um hohe Geschwindigkeiten zu erreichen – darauf kam es ja gerade bei Fregatten an –, mußte das untere Batteriedeck wegen der zu geringen Höhe der Pforten über dem Wasser geschlossen werden. Darum ordnete man beim Neubau von Fregatten die untere schwere Batterie relativ hoch an, damit die Geschütze auch bei stärkerem seitlichen Überlegen des Schiffes eingesetzt werden konnten.

Da die Zahl der durchgehenden Decks gewöhnlich auf eins, höchstens zwei, beschränkt blieb, konnten die Überwasserfläche und die Seitenhöhe des Rumpfes relativ niedrig gehalten werden, was ebenfalls zu besseren Segeleigenschaften beitrug.

In Seeschlachten wurden Fregatten im allgemeinen nicht in die Gefechtsformation der Linienschiffe eingereiht. Denn infolge ihrer geringeren Baufestigkeit waren sie trefferempfindlicher als Linienschiffe und konnten diesen mit ihren Geschützen nur in günstigen Fällen nachhaltigen Schaden zufügen. Dafür waren sie aber erheblich schneller und manövrierfähiger, insbesondere auch im Aufkreuzen gegen den Wind.

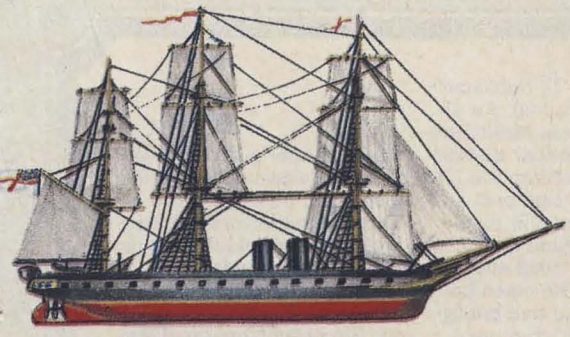
Erstmals erschienen Fregatten in den Flottenlisten Frankreichs 1681 und der Niederlande 1688, und zwar 24 beziehungsweise 23 Stück. Die russische Marine leitete nach der Erprobung von zwei 1688 gebauten Fregattenschiffen 1694 in Archangelsk und 1700 in St. Petersburg den Serienbau von 24- und 28-Kanonen-Fregatten ein, die Achtpfünder als stärkstes Geschützkaliber führten. Die Solombalsk-Werft in Archangelsk baute 1704 drei 32-Kanonen-Fregatten für die Baltische Flotte, die sich so gut bewährten, daß Zar Peter I. 1718 ein Fertigungsprogramm für 32- und 40-Kanonen-Fregatten anordnete. 1767 legte das russische Flottenreglement die Armierung von Fregatten dieser Größe mit Sechzehnpfündern fest. Die Werften von Archangelsk, St. Petersburg und Nikolajew begannen 1789 den Bau von mehreren Serien Fregatten mit 44 Kanonen, von denen die meisten wenig später durch zusätzliche Bewaffnung mit „Einhorn"-Bombenkanonen, einer russischen Version glatter Nahkampfkanonen, auf 52 bis 56 Rohre verstärkt wurden.

Und schon im Januar 1790

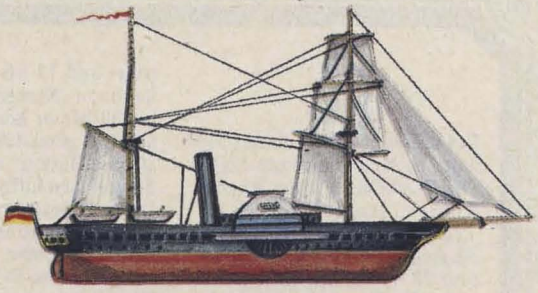


Schiffsbauwerkzeuge
und Werkzeuge
des Segelmachers

Fregatte „Berlin“, 1764
gebaut in Seeland (Holland)
Länge etwa 22,6 m
Breite etwa 6,2 m
Verdrängung
etwa 190 Tonnen
Bewaffnung
10–12 Vierpfünder
6 Dreipfünder
Besatzung
70–100 Mann



Schraubenfregatte „Warrior“ 1860
England



Radfregatte „Barbarossa“ 1849
Flotte des deutschen Bundes

Panzerfregatte „Minin“ 1878
Rußland

Die russische Fregatte „Aurora“

Archimedische Schraube 1812

3flügelige Schraube 1860

Schaufelrad 1785

lief die erste 50-Kanonen-Fregatte in Nikolajew vom Stapel. Die Bestückung einer solchen 45 Meter langen Fregatte des Typs „Sw. Nikolai" bestand aus 32 Achtzehnpfünderkanonen und 18 Vierundzwanzigpfündern; die Besatzungsstärke betrug 500 Mann. Bis zum Beginn des Krimkrieges (1853–1856) erhöhte sich die Zahl der Kanonen und Bombenkanonen an Bord russischer Fregatten auf 60, wobei für die obligatorischen Langrohrkanonen das Vierundzwanzigpfünder-Kaliber vorgeschrieben war. Die letzten russischen Segelfregatten trugen schließlich bis zu 70 großkalibrige Geschütze, wobei neben langrohrigen Sechsunddreißigpfündern auch Sechzigpfünder-Bombenkanonen zur Verwendung kamen.

In Westeuropa prägten vor allem französische Werften die Entwicklung dieser Schiffsklasse durch den Bau besonders schneller und gut bestückter Fregatten. Und die englische Marine nutzte jede sich bietende Gelegenheit, um französische Fregatten zu erbeuten. Nach deren Muster wurden dann eigene Typen gebaut.

Die Regierung der USA hat den Bau von Segelkriegsschiffen kurz vor der Wende zum 19. Jahrhundert eingeleitet. Man entschied sich, für die soeben gegründete Marine keine Linienschiffe, sondern dafür in Auswertung der Erfahrungen aus dem Unabhängigkeitskrieg (1775–1783) besonders kampfstarke Fregatten zu bauen. Das Ergebnis waren 6 Schiffe, die mit einer Rumpflänge von rund 62 Metern und einer Wasserverdrängung von 1 900 bis 2 200 Tonnen sehr groß ausfielen. Die Bestückung bestand aus 26 bis 32 Langrohr- und 12 bis 22 Nahkampfkanonen (Karronaden). An 48 bis 52 Meter hohen Masten trugen die „Constitution" und die „Constellation" ebenso wie ihre Schwesterschiffe eine breit ausladende Beseglung mit rund 4 000 Quadratmetern Gesamtsegelfläche. Diese besaß auch bei schwächerem Wind einen hohen Wirkungsgrad und ermöglichte bei Windstärken um 4 bis 6 Geschwindigkeiten von 12 bis 15 Knoten. Beeindruckend war auch ihr Gefechtswert. Betrug doch das Breitseitengewicht, das Gesamtgewicht der mit einer Salve abgefeuerten Kugeln, mit rund 400 Kilogramm fast das Doppelte im Vergleich zu englischen Kriegsschiffen dieser Klasse.

Mit ihren Schiffen griffen die Amerikaner während des 2. Unabhängigkeitskrieges (1812–1814) hauptsächlich die Knotenpunkte des englischen Seehandels an und drangen bis in die Biskaya vor. Fast immer kämpften die USA-Fregatten dabei ihren Gegner nieder oder entkamen dessen hartnäckiger Verfolgung. Da die englische Marine im Kampf um die Seeherrschaft die Auseinandersetzung mit ihren Rivalen bisher vor allem mit Linienschiffen ausgefochten hatte, wurde sie von dieser Entwicklung völlig überrascht.

Der verstärkte Einsatz von Fregatten zur Handelskriegführung, also ihre Verwendung als Kaperschiff gegen die Handelsflotte des Gegners, brachte mehrmals eine starke Aufwertung dieser Schiffsklasse mit sich. Bis zum Ende der Segelschiffszeit wurden sie bevorzugt für die Aufklärung, Verfolgung und Aufbringung feindlicher Schiffe und zum Geleiten von eigenen Frachtseglern verwendet. In vielen Fällen sicherten und unterstützten sie auch beschädigte Linienschiffe der eigenen Flotte und schleppten sie von Gefechtsschauplätzen. Sie übernahmen aber auch das endgültige Niederkämpfen und Entern sowie Einbringen gegnerischer Linienschiffe.

Infolge ihrer günstigen See- und Segeleigenschaften und ihres nicht unbedeutenden Kampfwertes bevorzugte man Fregatten zur Bekämpfung des Piraten-, Schmuggler- und Sklavenhändlerunwesens. Eingesetzt wurden sie aber auch zur Einschüchterung und Niederhaltung kolonial unterdrückter Völker in Übersee, wobei sie vielfach sogenannte Strafexpeditionen mit ihren Kanonen unmittelbar unterstützten. Und. Fregatten waren es auch, die nicht zuletzt wegen ihrer vorteilhaften Eigenschaften und rentablen Größe bei vielen Forschungs- und Entdeckungsreisen des 18. und 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielten.

Insgesamt ergab sich als Entwicklungstendenz in den Segelschiffsflotten, daß die schnellere und vielseitiger einsetzbare und daher rentablere Fregatte das schwerfällige und kostspielige Linienschiff zunehmend verdrängte. Im 19. Jahrhundert konnten Fregatten durch ihren wesentlich gesteigerten Gefechtswert bereits Aufgaben erfüllen, die früher ausschließlich Linienschiffen vorbehalten waren.

Aus diesem Grunde gehörten sie zu den ersten Segelkriegsschiffen, die man nicht nur mit Dampfmaschinen ausrüstete, sondern bei denen auch gleich der zweite entscheidende Schritt der technischen Revolution im Kriegsschiffbau folgte, indem man sie mit Propellerantrieb versah.

Text: Ulrich Israel
Illustration: Heinz Rode
Redaktion: Oberstleutnant Ulrich Fink

Gesicherte Grenze - gesicherter Friede!

Die Grenztruppen der DDR bieten Jugendlichen, die bereit sind, sich beim Schutz des Friedens und der Staatsgrenze unseres sozialistischen Vaterlandes zu bewähren, interessante und mannigfaltige Entwicklungsmöglichkeiten als

- BERUFSOFFIZIER (Hochschulabschluß),
- FÄHNRICH (Fachschulabschluß),
- BERUFSUNTEROFFIZIER (Meisterqualifikation).

Voraussetzungen:

- Hochschulreife (für Berufsoffiziersbewerber)
- 10. Klasse der POS
- Facharbeiterabschluß
- guter Gesundheitszustand
- vormilitärische Laufbahnausbildung in der GST
- Führerschein Fahrzeugklasse C

Förderung und Perspektive:

- Delegierung zur Hochschulreifeausbildung
- Hilfe bei der Berufswahl
- vielfältige Ausbildungsmöglichkeiten
- kontinuierliche Beförderung
- stetig steigender Verdienst
- Wohnung am Dienstort
- Förderung und Unterstützung nach Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst

Ein Beruf in den Grenztruppen der DDR – eine Chance auch für dich!
Frage deinen Klassenleiter, informiere dich im Berufsberatungszentrum!
Schriftliche Bewerbung bis 31. 3. in der 9. Klasse.

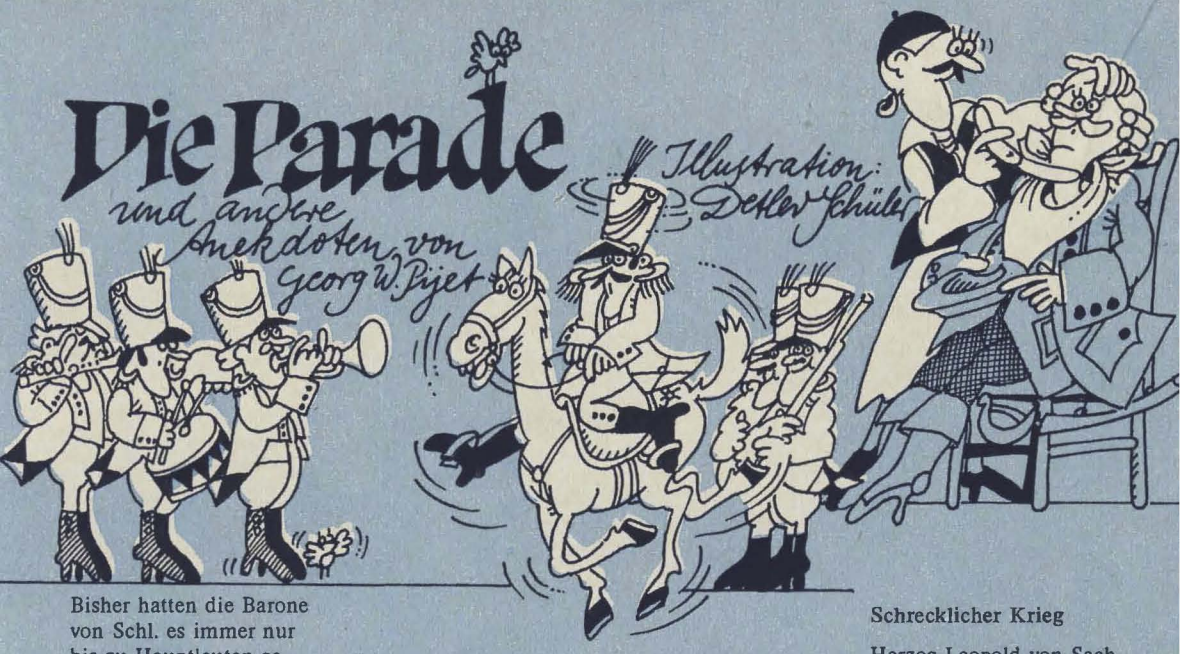
POSTER

ASV-Sportschauübung 1987
Bild: Wolfgang Fröbus

Die Parade

und andere Anekdoten von Georg W. Pijet

Illustration: Detlev Schüler



Bisher hatten die Barone von Schl. es immer nur bis zu Hauptleuten gebracht, darum hießen sie auch weithin nur das Geschlecht der Hauptleute. Nun war dem letzten Sproß unerwartet die Gnade widerfahren, zum Major ernannt zu werden. Darin schloß sich aber die Verpflichtung ein, zur nächsten Generalsparade hoch zu Roß sein Majorspatent in Empfang zu nehmen. Der Baron hatte schon viele Jahre lang keinen Gaul mehr unter dem Hintern gehabt. Nun galt es, ihm ein nicht allzu wildes aber auch nicht zu zages Pferd zu besorgen, das brav seinen Kommandos folgte. Bei der Auswahl des Pferdes war die Baronin zugegen. Sie erwählte einen gutmütigen Schimmel, der jedem handfromm folgte, der ihn ansprach. Damit würde der Major Ehre einlegen.

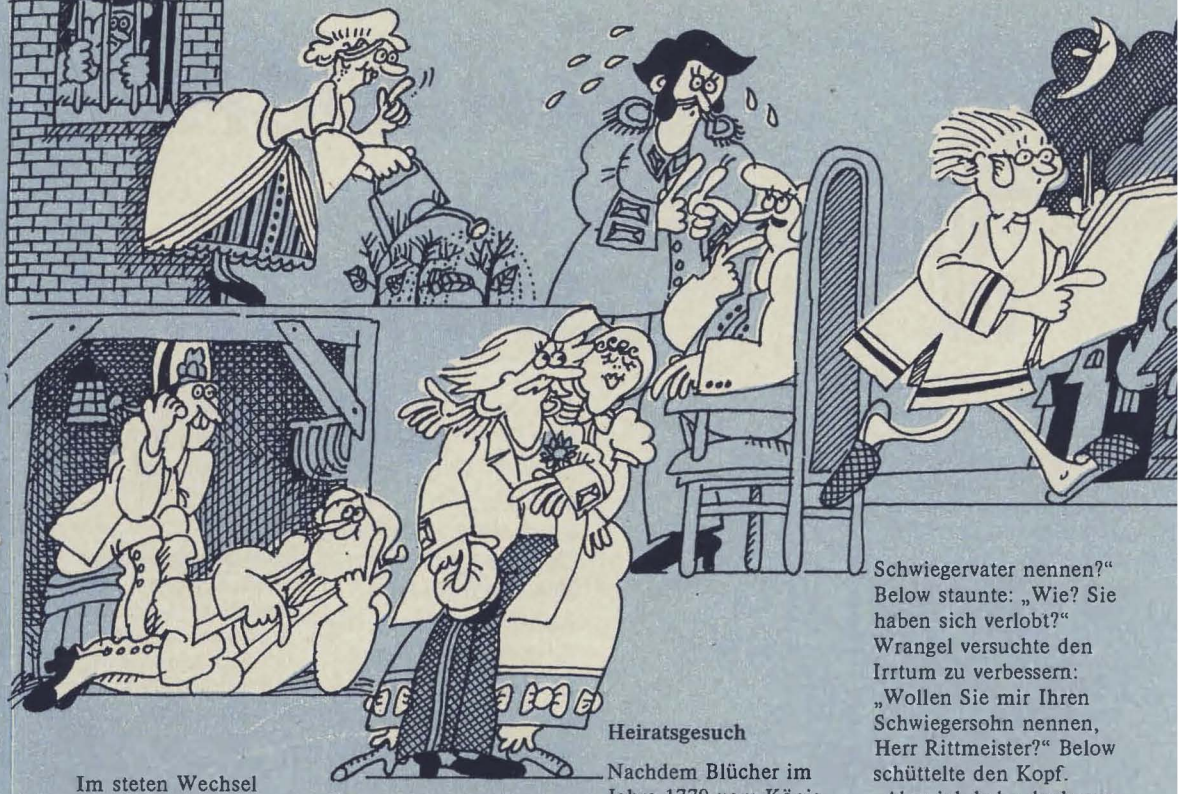
Das Bataillon war aufmarschiert. Die Rittmeister und Majore hatten sich mit ihren Gäulen gegenüber den angetretenen Soldaten aufgebaut. Dann erschien der General. Die Musik der Trommler und Bläser ertönte. Das ging allen Gäulen in die Fesseln. Aber die Offiziere hielten ihre Gäule fest am Zügel. Nur Major von Schl. braver Schimmel scherte zum Entsetzen seines Reiters aus der Reihe und tänzelte im flotten Trab zwischen den angetretenen Soldaten und den Pferden immer rundherum im Kreise. Nichts ließ ihn dazu bewegen, eine andere Richtung einzuschlagen. Die Offiziere verbissen sich nur schwer ein Lachen, das den Soldaten längst in der Kehle würgte. Major von Schl. schalt und schimpfte, aber das Tier ließ sich nicht zügeln. Es vollführte seinen Rundlauf mit einer Gesetzmäßigkeit, als trabe es in einer Zirkusmanege durch den aufwirbelnden Sand. Ja, der Schimmel wieherte bei jedem Raunzer des Reiters lebensfroh und ließ sich auch durch ein paar Sporenhiebe nicht aus seiner Richtung bringen. Endlich war das Lachen nicht mehr zu unterdrücken. Als selbst der General seine Miene verzog, vermochte sich keiner mehr zu bezähmen.

Das Gelächter platzte an der Front der Versammelten entlang. Einer schrie: „Das ist ein Karussellgaul!“ Der Ruf lief an der Front entlang bis zum Ohr des Generals. Und auch der Major, der Unglückliche, vernahm es auf seinem Gaul. Schweiß troff ihm vom Schädel und rann ihm wie blankes Wasser den Rücken herab.

Endlich befahl der General der Musik zu schweigen. Im Nu blieb auch das Schimmelchen auf seinem Fleck stehen und zeigte sich so brav wie vorher. Major von Schl. entschuldigte sich beim General, aber dieser befahl ihm, auszuscheren und die Parade mit seinem Karussellpferdchen nicht zu stören. Das Patent habe er ja nun ehrlich verdient. Wütend kehrte der Baron nach Hause zurück. „Wär' ich nur nicht Major geworden!“ schimpfte er. „Wir Schl. sind nun mal als Hauptleute geboren. Als Majore nimmt uns nicht einmal ein Karussellpferd ernst.“

Schrecklicher Krieg

Herzog Leopold von Sachsen-Anhalt, den man den alten Dessauer hieß, kam nach einer Schlacht zum Friseur einer Kleinstadt, um sich das Haar schneiden zu lassen. „Als ich letztens bei Euch war, bediente mich Euer Gehilfe“, meinte der Herzog. „Das war mein Zwillingsbruder“, berichtete der Friseur. „Er bekam es mit dem Kopf. Er mochte nicht länger bloß immer Haare schneiden. Rasieren wollte er. Mit dem Messer herumfuchteln. Wenn er das Messer ergriff und einen Gast fragte: ‚Auch rasieren, Herr?‘ und dieser antwortete mit einem ‚Nein‘, dann starrten seine Augen auf die zuckende Kehle des Gastes, daß mir Angst um ihn ward.“ Der Herzog stieß ein entsetztes „Schrecklich“ hervor. „Nun befällt mich die gleiche Krankheit“, gestand der Friseur, indem er Leopold fragte: „Rasieren, Eure Durchlaucht?“ Da sprang der alte Dessauer erschrocken vom Stuhl hoch und rief aus: „Wie sehr man doch in diesem Kriege dem Tod in die Nähe kommt.“



Im steten Wechsel

Während des Siebenjährigen Krieges waren zwei preußische Soldaten müde und abgekämpft in eine verfallene Feldscheune geflüchtet, aber nicht einen Strohhalm fanden sie darin vor, um sich damit zu bedecken. Indes der eine, ein Westfale, mißmutig vor sich hindämmerte, meinte der Berliner keck: „Weeßte Kam'rad, ick leje mir uffn Rücken und decke mir mit dem Bauch zu." Da fragte der Westfale trüb: „Und wenn's mich am Bauch friert?" Da lachte der Berliner: „Denn drehste dir einfach uff die andere Seite."

Gottesurteil

Vor dem Hause Klosterstraße 87 in Berlin standen einst drei Linden. Zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg wurde einst ein junger Musiker beschuldigt, den Vater seiner Geliebten, einen italienischen Kapellmeister, der angeblich gegen ihr Verhältnis war, ermordet zu haben. Als man den jungen Mann in Haft nahm, bezeichneten sich seine beiden Brüder als die tatsächlichen Mörder. Der Richter war kopflos. Da man mit der menschlichen Gerichtsbarkeit am Ende war, ordnete der Kurfürst an, ein Gottesurteil zu fällen. Jeder der drei Beschuldigten sollte eine Linde auf dem Heilige-Geist-Friedhof pflanzen, jedoch mit dem Wurzelstock nach oben. Wessen Baum verdorre, solle als der Mörder gehängt werden. Das Wunder geschah: alle drei Linden trieben. Damit war nach himmlischem Ermessen die Unschuld aller drei erwiesen. Man ließ sie frei. Erst viel später gestand die Geliebte des ersten ihrem Manne: „Aus Angst darüber, dich zu verlieren, habe ich alle drei Wurzelstöcke Tag und Nacht begossen. So bewies ich eure Unschuld."

Heiratsgesuch

Nachdem Blücher im Jahre 1770 vom König entlassen worden war, beschloß er zu heiraten. Er ließ verbreiten, er brauche eine Frau für die Landwirtschaft, die sich nicht ziert wie eine eitle Puppe, wenn es zu arbeiten gilt. Wirklich fand er eine Frau mit diesen famosen Eigenschaften. Sein Antrag lautete: „Ich hab genug vom Kriegshandwerk. Aber ich kehr ihm nicht aus Feigheit den Rücken. Und ein Pantoffelheld will ich darum noch lange nicht sein, Madame. Sagen Sie ja, und die Sache ist erledigt."

Stolpersteine

General Wrangel mangelte es an grammatikalischen Fähigkeiten. Nachdem er sich als junger Leutnant heimlich mit d Tochter des Landesstallmeisters von Below zusammengetan hatte, versuchte er die Sachlage nun dem Vater beizubri.. gen. „Herr Rittmeister, darf ich Ihnen meinen Schwiegervater nennen?" Below staunte: „Wie? Sie haben sich verlobt?" Wrangel versuchte den Irrtum zu verbessern: „Wollen Sie mir Ihren Schwiegersohn nennen, Herr Rittmeister?" Below schüttelte den Kopf. „Aber ich habe doch nur eine Tochter, und die ist ledig." Wrangel platzte schwitzend heraus: „Die eben meine ich. Ich will ihr nämlich heiraten."

Feuersbrunst

Um einem seiner Schlachtgemälde den letzten Schliff zu verschaffen, bat Adolph Menzel, ihn mitten in der Nacht zu wecken, falls sich nachts ein Brand in Berlin zeige. Als kurz danach ein Großfeuer die Stadt heimsuchte, ward er mit Klingeln und Feuerhorn aufgeschreckt. Unvollständig angezogen, jedoch mit Zeichenblock und Bleistift bewaffnet stürzte Menzel auf die Straße. Ein Mieter fragte ihn bestürzt: „Brennts auch bei Ihnen, Herr Menzel, daß Sie so unbekleidet auf die Straße flüchten?" Menzel antwortete: „Ich wollt nur verhüten, daß mir das Feuer davoneilt. Ich brauchs nämlich dringend für ein Bild."

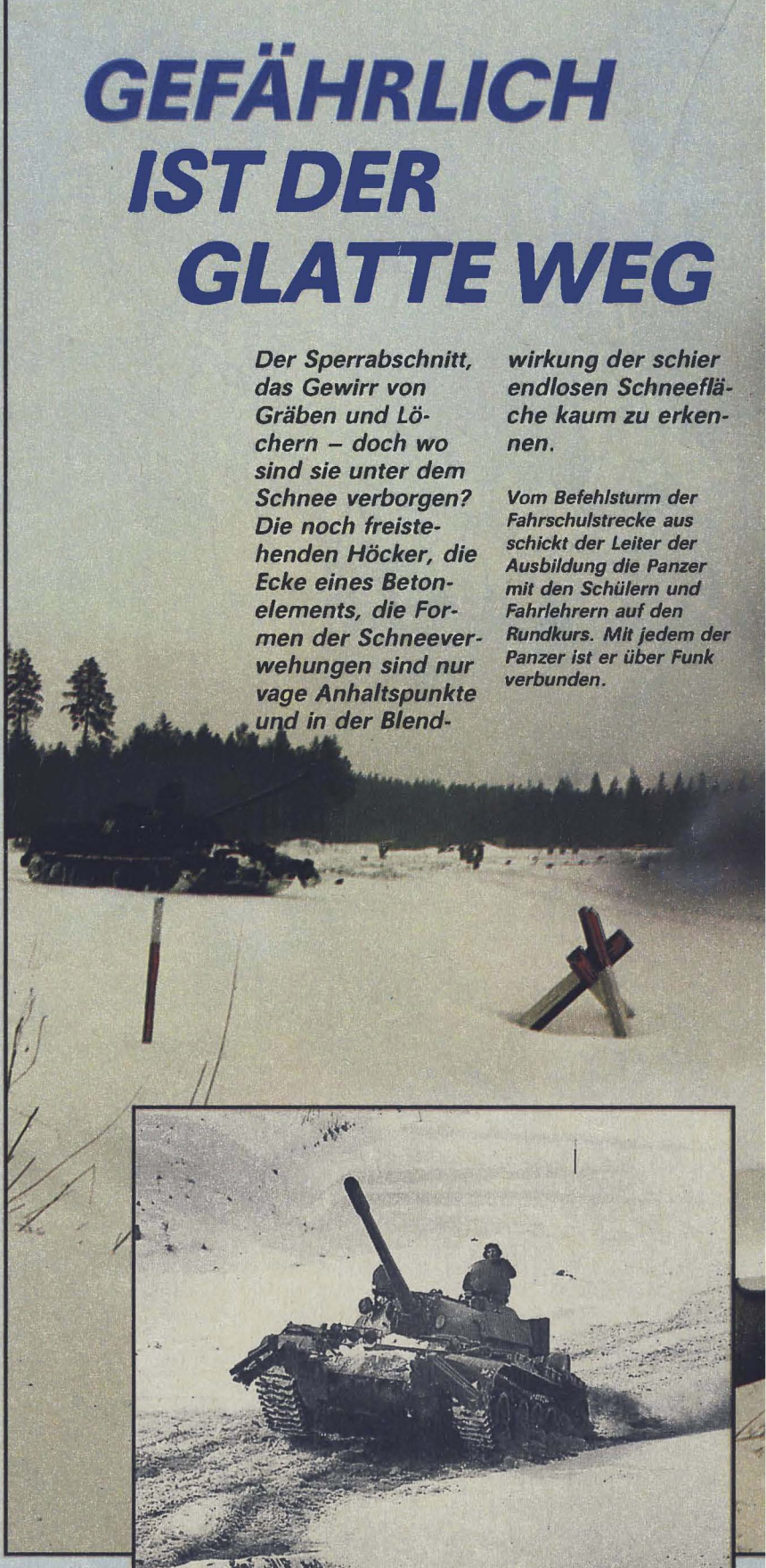
ZUM TITEL BILD

GEFÄHRLICH IST DER GLATTE WEG

Der Sperrabschnitt, das Gewirr von Gräben und Löchern – doch wo sind sie unter dem Schnee verborgen? Die noch freistehenden Höcker, die Ecke eines Betonelements, die Formen der Schneeverwehungen sind nur vage Anhaltspunkte und in der Blendwirkung der schier endlosen Schneefläche kaum zu erkennen.

Manch einer, der im vergangenen Winter zum Panzerfahrer im Ausbildungszentrum „Paul Fröhlich" ausgebildet wurde, staunte nicht schlecht, mit welcher Leichtigkeit sich 36 Tonnen zuweilen von selbst bewegen. Es lag nämlich Schnee an allen Tagen seiner fünfmonatigen Ausbildung. So trieb es ihm denn auch gehörig Schweiß auf die Stirn, wenn während der Fahrübung der „Dicke" langsam aber stetig aus der Spur glitt oder sich um die eigene Achse drehte.

Mehr Gefühl, sagten die Fahrlehrer. Gut und schön, aber 430 Kilowatt oder 580 Pferdestärken sind eben nicht so schnell wieder zu bändigen, wenn man ihnen voreilig die Zügel hat schießen lassen. So erfuhren die Unteroffiziers- und zugleich Fahrschüler in jenen Tagen, wie sensibel solch ein Koloß aus Stahl sein kann. War es zu glauben, daß ihr Panzer, der auch metertiefe Ströme durchqueren kann, hilflos ist, wenn der Schnee mehr als 70 cm hoch liegt? Denn da schiebt der Schnee sich bald unter der Wanne zu einem Polster auf, das den schweren Panzer buchstäblich „aushebt". Also übten sie zuerst schlicht auf dem Weg zu bleiben, eben auf der Panzerstraße, die bei zunehmender Schneehöhe durch Spe-



Vom Befehlsturm der Fahrschulstrecke aus schickt der Leiter der Ausbildung die Panzer mit den Schülern und Fahrlehrern auf den Rundkurs. Mit jedem der Panzer ist er über Funk verbunden.

Das Auf-dem-Wege-bleiben ist wohl erst der Anfang vom Fahrenlernen, doch bei Schnee und leichten Steigungen eine recht komplizierte Angelegenheit für die Schüler.

Der „Hochseilakt" auf der vereisten Spurbahnbrücke.

zialeinheiten freigeräumt wird.

Ihr müßt genauer fahren, sagten wieder die Fahrlehrer. Was ganz einfach heißt: Schneller schalten, aber langsamer lenken! Leicht gesagt. Lenken heißt beim Panzer eigentlich bremsen, und das sollte man sich bei Glätte doch wohl überlegen! Dennoch, auch im Winter muß der Panzer über seine beiden Hebel gelenkt werden. Wird einer davon in die Stellung I gezogen, verlangsamt sich die Geschwindigkeit der Kette, zu der er gehört. In der Stellung II stoppt er sie. Entsprechend dem vorgelegten Gang läuft aber derweil die andere Kette weiter. So wird je nach Stellung ein größerer oder kleinerer Wenderadius gefahren. Faktisch dreht sich in der Stellung II der Panzer auf der Stelle. Wie ratsam das auf gefrorener Straße oder auf verharrschtem Schnee ist? Die verschneite Fahrschulstrecke gab den Genossen genügend Gelegenheit, sich darüber klar zu werden. Wiederum durften sie nicht Spur fahren. Die Ketten hätten sich immer tiefer gewühlt, erneut wären die Panzer aufgeglitten.

Das war nur erst das Geradeausfahren. Aber schließlich ist der Panzer eine Waffe und ergeben sich seine Bewegungen auf dem Gefechtsfeld aus taktischen Erwägungen. Wie oft ist da anzuhalten und wieder anzufahren, auch am Hang. Liegt Schnee und ist es glatt, muß nicht nur richtig gekuppelt und entsprechend Gas gegeben werden. Mehr ist verlangt: Fingerspitzengefühl.

Die Minengasse auf der Fahrschulstrecke; im Schnee nur an den vom Fahrlehrer ausgesteckten Holzpfählen erkennbar.

Die Pfähle der „Slalomstrecke", drei von ihnen lassen sich nur mit engstem Kurvenradius umfahren. Dazu ist eine Kette so gefühlvoll abzubremsen, daß der Panzer nicht aus der Spur schlittert.

Wenn auch über den Winter fast zur Hälfte zugeweht, bleibt der Panzergraben dennoch ein ernstzunehmendes Hindernis.

Unteroffiziersschüler Ziemack kann nun kurz vor Abschluß seiner Fahrausbildung über Schnee und Glätte gut lachen: er hatte es gepackt.

Auch Unteroffiziersschüler Glaser erwarb das nötige Gefühl und die Übersicht in der Fahrausbildung. Schon lange vor der Prüfung fuhr er fehlerfrei über die Strecke.

Denn, so sagten wieder die Lehrer: Man muß versetzt anfahren, um den Bruchteil einer Sekunde eine der Ketten nachkommen lassen. Was ist der Bruchteil einer Sekunde? Mehr darf es doch nicht sein, denn dann dreht der „Dicke" auch wieder weg und vollführt einen Eistanz. Also trieb es um ein weiteres Mal den Fahrschülern den Schweiß auf die Stirn, bevor sie es recht in den Fingerspitzen fühlten.

Kaum konnten sie geradeaus fahren und noch ein wenig mehr, da wurde von ihnen ein Slalom verlangt. Dafür stehen Pfähle auf der Fahrschulstrecke, Hindernisse andeutend, die zu umfahren sind. Nun ist die Sicht des Panzerfahrers sehr beschränkt. Wieder geizten die Lehrer nicht mit ihren Erfahrungen und empfahlen: Erst an den Lenkhebeln ziehen, wenn die Pfähle, um die man fahren will, nicht mehr zu sehen sind. Manch einer aber sah die Pfähle erst gar nicht im schmalen Spalt des Winkelspiegels, an den er sich auch erst gewöhnen mußte.

Der Gefährlichkeitsgrad der Hindernisse auf dem Gefechtsfeld ist recht verschieden. Aus der Spur kommen, am Hang wegrutschen, irgendwo anstoßen, das hält schon auf, kann zu Schäden führen. Das völlige Aus für den Panzer bedeutet es aber, fällt er von einer Brücke oder fährt er auf Minen. Deshalb wohl sind die Spurbahnbrücke und die Minengasse die wichtigsten Elemente auf der Fahrschulstrecke. Ist die Brücke vereist, grenzt diese Übung an einen Hochseilakt. Noch genauer als bei trockenem Wetter ist sie anzufahren. Schon gar nicht darf bei der Überfahrt gelenkt werden. So gab es wieder Hangen und Bangen bei den Schülern.

Gemessen an der Bedeutung dieses Hindernisses sind dort nur zwei Zensuren möglich. Wird es bewältigt, gibt es die Note Eins, stürzt der Panzer ab, die Fünf. Gleichermaßen an der Minengasse. Sie gilt als mit KMT-5 geräumt. Das heißt: Ein Pionierpanzer mit vor dem Bug befestigten Walzen, die vor seinen Gleisketten laufen, hat im Minenfeld die vor der Fahrspur liegenden Minen gezündet. Nur diese Spur ist minenfrei. Sie ist gekennzeichnet, und wer sie bei der Fahrübung verläßt, bekommt auch hier schon das Aus, eben die Fünf.

Schließlich sind auf dem Gefechtsfeld immer wieder Gräben zu passieren. Auf der Fahrschulstrecke gibt es deshalb

den Panzergraben. Mit Schnee gefüllt, schien er den Schülern gar nicht so tief. Trotzdem hob die Glätte diesen Vorteil völlig auf. Noch gefühlvoller war mit dem Gas zu „spielen". Von selbst mußten sie die Panzer in den Graben rollen lassen. Gas durften sie erst unten an der Grabensohle geben, hatten es aber bald wieder wegzunehmen, damit die Panzer auf dem Grabenrand nicht nach vorn aufschlugen.

So ist verständlich, daß Unteroffiziersschüler Ziemack sagte: „... reinsetzen und durch die Gegend fahren, damit ist nichts. Fahren ist schwere körperliche Arbeit!" Der Abiturient wird nach dem Wehrdienst Forstwirtschaft studieren und wollte eigentlich zu den Grenztruppen. Da wäre ihm schon jetzt der Wald näher. Dennoch bemühte er sich so gut wie möglich, fahren zu lernen. „Weil eben Panzerfahrer gebraucht werden, und auch deshalb, weil wir Fahrer den anderen Genossen in der Besatzung erst die Erfüllung ihrer Gefechtsaufgabe ermöglichen. Da liegt unsere Verantwortung, der dürfen wir uns nicht entziehen!" Ähnlich denkt sein Mitschüler Genosse Glaser. Auch der Instandhaltungsmechaniker aus dem Kalibergbau hatte es nicht gleich im kleinen Finger mit dem „Dicken".

„Es ist schon ein komisches Gefühl, wenn der Panzer am vereisten Hang abgeht und weder Schalten noch Lenken etwas bewirkt. Ganz schön heiß wird einem dabei, obwohl tiefster Frost herrscht. Dennoch beginnt es irgendwann Spaß zu machen. Dann, wenn man spürt, wie der Panzer – richtig gefahren – die Hindernisse nimmt. Wir fahren ihn jetzt ja nur. Aber was sonst noch in ihm steckt, ich denke da nur an seine enorme Feuerkraft! Buchstäblich in der Hand haben wir Fahrer es, ob sie zur Wirkung kommen kann oder nicht."

Diese Erfahrungen und Erkenntnisse, bereits während der Fahrausbildung erworben, werden die Genossen sicherlich befähigen, durch die eigene Leistung zum Erfolg eines Kollektivs beizutragen. „Das ist unser Erziehungsziel", sagte Hauptmann Helbing, einer der Fachlehrer für Panzertechnik. „Entwickelt sich bei den künftigen Fahrern das Verhältnis zur Technik sogar noch so weit, daß sie in einigen Punkten die Bedürfnisse der Technik vor die eigenen Wünsche stellen, dann haben sie begriffen, daß der Panzer seine Aufgabe nicht erfüllt, wenn er nur fährt."

Auch zur praktischen Prüfung im Frühjahr lag Schnee. Fast alles noch, was über den Winter hinweg vom Himmel gefallen war. Trotzdem waren die Ergebnisse gut und sehr gut. Obwohl als besondere Schwierigkeit der Sperrabschnitt – ein Geländestück von mehreren hundert Metern Ausdehnung, in dem Gräben, Sperren und Hindernisse so kombiniert sind, daß es für Panzer nur wenige Wege hindurch gibt – von den Prüflingen ohne vorheriges Training zu durchfahren war.

Keiner also kannte die unter der zentimeterdicken Schneedecke liegenden Möglichkeiten, um voranzukommen. Zum ersten Mal mußten die Genossen an den Lenkhebeln selbst entscheiden, wo und wie sie fahren. Und das in Bruchteilen von Sekunden, so wie es auch auf dem Gefechtsfeld sein wird, wenn sich Kommandant, Richt- und Ladeschütze auf die Feuerführung konzentrieren müssen. Den Schülern konnten die Fahrlehrer dabei nur noch raten: „Weil Eisflächen und Löcher nicht erhaben sind, ist es dort gefährlich, wo die Schneefläche glatt ist."

Bild und Text: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Leserbriefe zu Literarischem

— — — ehrlich und sensibel

Als wir im Juliheft die Erzählung „Güte" veröffentlichten, erinnerten wir daran, daß dies nach dem „Sektfrühstück" (AR 5/87) bereits die zweite Geschichte war, die Walter Flegel in diesem Jahr speziell für das Soldatenmagazin geschrieben hat. Und wir baten um Meinungen zu dem Gelesenen oder auch Anregungen für neue Texte. Hier nun ein auszugsweises Echo aus der Leserpost, die der Schriftsteller nicht unbeantwortet lassen wollte. Übrigens, die versprochenen Grafiken wurden den (durch Losentscheid ermittelten) Einsendern zugesandt.

* * *

Ob sich dieser Leutnant ändert?

„Das Sektfrühstück" fand ich ausgesprochen gut. Und ich habe gemerkt, daß ich da noch viel zu tun habe, um genauso schreiben zu können. Mit „Güte" war ich nicht so ganz zufrieden. Ob sich dieser Leutnant ändert bzw. wie, das wird verschwiegen. Die Schlußfolgerung, auf die es ankommt, fehlt. Soll sie der Leser selber ziehen? Ich hoffe nur, daß mir der Verfasser die Kritik nicht übelnimmt.
Katrin Sputh, Leipzig

Güte und Strenge sind eine Einheit

An „Güte" gefällt mir, wie der Autor versucht, innere Widersprüche und Unsicherheiten der Menschen darzulegen. Wie oft habe ich selbst erlebt, daß sich Offiziere „blind" bewegen. „Nur wer zur Güte fähig ist, hat das Recht, streng zu sein. Güte und Strenge sind eine Einheit und kein Widerspruch." Das ist nicht einfach so dahingeschrieben, das sind Erkenntnisse, die auch mehr Einfluß in der Truppe haben sollten.
Unteroffizier d. R. M. Oppel, Cottbus

Militärisches und Menschliches

Walter Flegel ist mein Lieblingsautor. Mir gefällt besonders gut, wie realistisch er das Leben in unserer Armee beschreibt, wie gut er Militärisches, Menschliches und Naturdasein miteinander in Einklang bringt.
Bärbel Weser, Meißen

Erlebenswerte Seiten

Ich bin froh, auf diesen Schriftsteller gestoßen zu sein. Den „Regimentskommandeur" habe ich schon das dritte Mal gelesen. Jeder weiß doch, daß Armee kein Zuckerschlecken ist. Aber eben dieser Walter Flegel zeigt auch andere, vielleicht erlebenswerte Seiten des Armeelebens. Er spricht in einem Atemzug über harte Gefechtssituationen und über die Liebe, weil gerade diese beiden Dinge ganz eng beieinander stehen. Das finde ich einfach toll. Vielleicht könntet Ihr mir seine Anschrift zukommen lassen.
Carola Kellner,
Wilhelm-Pieck-Stadt Guben

... dabei Kritik an Typen nicht ausläßt

Besonders gefällt mir, wie Flegel den Kampf um den Frieden mit der Persönlichkeitsentwicklung seiner literarischen Figuren verbindet, dabei die Kritik an Typen nicht ausläßt, die mit Phrasen um sich werfen, mit Taten aber zurückbleiben. In diesem Sinne wünschte ich mir künftig von ihm auch Texte über die Werbung und Betreuung von freiwillig Dienenden bis hin zur Einberufung und Führung in der NVA. Auch daß mal ein einzelner oder ein militärisches Kollektiv im Kampf um Höchstleistungen scheitert und erst wieder mit viel Mühe auf den richtigen Weg gebracht werden kann, wäre ein Thema.
Gerhard Hesse, Wittenberg

Da gibt es keine Vulgarismen ...

Für mich ist das, was Genosse Flegel gestaltet, glaubwürdig. Da wird nicht agitiert, das ist Handlung und Wandlung. Mich berührt als Frau immer wieder die Poesie selbst bei der Schilderung intimster Beziehungen. Da gibt es keine Vulgarismen, da liest man auch zwischen den Zeilen die hohe Achtung vor der Frau und den hohen Stellenwert, den sie im Leben jedes Soldaten einnehmen sollte.
Einen Wunsch hätte ich: Die Stellung der Frauen in der NVA hat sich doch in den letzten Jahren – sicher auch mit der fortschreitenden Wissenschaft und Technik – sehr gewandelt. Das wäre doch für ein literarisches Schaffen sicher auch reizvoll. Oder werden die Frauen in der Armee – entgegen dem zivilen Leben – sofort von den Männern voll akzeptiert?
Christa Neuhaus, Meißen

Warten auf Neues

Walter Flegel ist ja auch als Lyriker bekannt. Der Gedichtband „Pflaumenwege im September" fand meine Zustimmung. Nun warte ich schon auf die „Ansichten von Rügen" und den Roman „Das einzige Leben".
Gerhard Glier, Weißwasser

Wunderbar ehrlich und sensibel

Ich bin im Haus der NVA Kamenz tätig. Hier las Walter Flegel im vorigen Jahr vor etwa 50 Offiziersschülern aus einem Manuskript. Was uns so begeistert hat, war sein deutlich spürbares Interesse an unserer wahren Meinung zu seiner Arbeit, sogar die Bereitschaft, im Manuskript noch Änderungen vorzunehmen. Dieses ehrliche Meinungsforschen haben wir bei kaum einem Schriftsteller sonst erlebt. Walter Flegel ist für mich ein Schriftsteller, der einen realen Blick für die Probleme hat, über die er schreibt, der dabei wunderbar ehrlich und sensibel ist. Was ich mir von ihm wünsche? Von Interesse wären die Beweggründe, warum junge Männer und ja auch Mädchen sich für eine Offizierslaufbahn entscheiden; das sind heute gewiß andere als noch vor zwanzig, dreißig Jahren. Außerdem finde ich gestaltenswert, was aus einem Offizier nach seiner Dienstzeit wird.
Grit Straßburg, Kamenz

Probleme eines Reservisten als Thema?

„Das Sektfrühstück" und „Güte" habe ich mit Freude gelesen, weil es der Autor auf seine ganz besondere Weise versteht, die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Armee auszuloten und so darzustellen, daß sie den Leser bewegen. Dabei ist Walter Flegel ehrlich, konsequent, spart er keine Konflikte und notwendigen Auseinandersetzungen aus. Vielleicht wäre es ihm auch einmal möglich, Probleme eines Reservisten beim „Neubeginn im zivilen Leben" aufzugreifen.
Major d. R. Hajo Jacobs, Eisenach

Phantastische „Güte"

Bis auf zwei, drei kleine Stellen halte ich „Güte" für phantastisch. Genau das ist es, was fehlt: jene Art zu schreiben, die junge Menschen, besonders die als Soldat dienenden, anrührt, die sie als ehrlich und wahr anerkennen.
Leutnant d. R. Mirko Schwanitz, Berlin

Am Schluß wirkt es plakativ ...

Was ist besser: Kalte militärische Strenge oder menschliche Wärme im Umgang mit den Unterstellten? Der endgültige Beweis kann in „Güte" nicht angetreten werden; zum Glück ist es bei aller Härte ein friedlicher Wettstreit zwischen den Zügen. Mili-

— — — mit Freude gelesen — —

tärischer Drill allein, das lehrt jedoch die Vergangenheit und das weiß Generalleutnant Borew, hat noch nie zum Sieg geführt. Das Wort eines Generals über den Zusammenhang von Güte und Strenge kann einem jungen Genossen weit helfen. Damit bin ich einverstanden. Nicht jedoch mit dem Schluß der Geschichte: der ist mir zu plakativ gegenüber den ansonsten leisen Tönen.
Hauptmann Kraft Stöber

Eine uns gemäße Menschlichkeit

„Güte" berührt mich zunächst durch ihre literarische Realisierung. Ein Monolog in präziser Dichte. Die häufige Folge von kurzen Sätzen läßt die Suche nach einer tauglichen Lebenshaltung der literarischen Hauptfigur eindringlich werden. Ein Nachdenken, Zweifeln, Sich-vergewissern, das sich nicht mit vorschnellen Schlüssen zufrieden gibt. Und die kunstvolle Erzählweise bleibt nicht Selbstzweck; sie dient der künstlerisch wesentlichen Mitteilung. Diese Erzählung, wie vieles an der Arbeit des Autors in diesem Jahrzehnt, bewegt mich weiterhin vor allem durch die Erkundung von Lebenshaltungen und moralischen Qualitäten, die in dieser Zeit unerläßlich sind, um auf bestmögliche Weise leben und für dieses Leben auf bestmögliche Weise kämpfen zu können. Walter Flegel stellt den literarischen Held vor dessen eigenes Gewissen. Und dieser Mann, „fähig zur Güte", der es im militärischen Leben bisher jedoch nicht vermochte, Härte bei der Durchsetzung von Kampfaufträgen aufzubringen, er stellt sich nun in aller Härte der Auseinandersetzung mit sich selbst, denn menschliche Güte ohne Güte der Arbeit wäre tödlich verwundbar. Und jener – Brückner, der erfolgreiche, „bei dem alles Persönliche ausgeschlossen ist. Und jede Nähe auch" – möge sich, so hoffe ich als Leser, seiner eigenen Haltung ebenfalls bald in aller Konsequenz stellen. Denn seine militärischen Erfolge, so nötig sie sind, sie schließen das, wofür die Härten und Anstrengungen unternommen werden, nicht ein: die historisch neue Güte zwischenmenschlicher Beziehungen. Es gefällt mir an Walter Flegel, daß er durch seine Literatur eine uns gemäße Menschlichkeit fördern helfen will.
Leutnant d. R. Reiner Bonack, Magdeburg

Liebe Leserinnen und Leser!

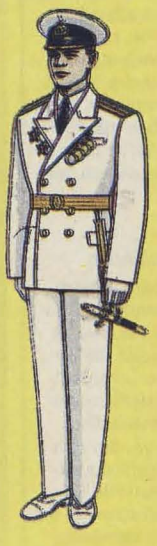
Ihre Briefe haben mich erreicht, und ich bedanke mich für die Freude, die sie mir bereitet haben. Was Sie über meine literarische Arbeit und zu ihrer Wirkung sagen, ist ein Sektfrühstück wert, bei dem ich ein Glas für Sie leeren möchte. Nicht deshalb, weil Sie meine Romane und Erzählungen gelesen haben. Nicht, weil Sie erfühlt und verstanden haben, warum ich sie schrieb. Vor allem möchte ich ein Glas leeren und mit Ihnen anstoßen, weil Sie Ihre Empfindungen und Gedanken aufgeschrieben haben. Das haben Sie mit Güte getan. Die verdient zweierlei: Achtung und Beachtung. Beides richte ich aufs Nächste und Weitere. Aus Ihrer Bestätigung gewinne ich Zuversicht. Ihre Fragen und Vorschläge fordern Antworten und Überlegungen für die nachfolgenden literarischen Arbeiten. Ihre Kritik macht mich nicht übellaunisch, sondern nachdenklich. Und Nachdenklichkeit macht schöpferisch.
Mit jeder Geschichte, jedem Buch und Gedicht, das ich schreibe, möchte ich tiefer eindringen in gesellschaftliche Zusammenhänge und individuelle Beziehungen, um ihre Wirkungen durchschaubar zu machen. Ich möchte immer genauer und nachhaltiger gestalten, was die Menschen bewegt und erregt, was sie zornig oder traurig macht, was sie zögern und versagen läßt, was ihnen Mut gibt. Auf die poetischen Besonderheiten des Alltags will ich die Leser aufmerksam machen und ihre Sensibilität stärken. Ich will sie erleben und begreifen lassen, daß Menschlichkeit und Frieden nicht von selbst kommen und sich niemals von allein halten.
Gespräche mit den Lesern, briefliches Zwiegespräch wie zwischen Ihnen und mir sind für einen Schriftsteller arbeitswichtige Kontakte, sind Anerkennung und Forderung. Alles Gute wünsche ich Ihnen, und weil Sie nach meiner Adresse gefragt haben, schreibe ich sie dazu: Reiterweg 11, Potsdam, 1560. Herzlich

Walter Flegel

Bild: Ingeborg Uhlenhut

AR-Serie in acht Folgen
über Uniformen der Sowjetarmee
und Seekriegsflotte (7)

Seeoffiziere, Fähnriche Längerdienende



Uniform Nr. 1 –
Paradeuniform Sommer
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 2 –
Paradeuniform Sommer
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 4 und 5 –
Dienstuniform Winter
(Flottendienst)
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 1 –
Stabsdienstuniform
Sommer
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 2 –
Stabsdienstuniform
Sommer
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 3 –
Stabsdienstuniform
Sommer
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 4 und 5 –
Stabsdienstuniform
Winter für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 3 –
Paradeuniform Sommer
für Offiziere

Uniform Nr. 4 –
Paradeuniform Winter
für Offiziere

Uniform Nr. 3 –
Paradeuniform Sommer
für Fähnriche

Uniform Nr. 4 –
Paradeuniform Winter
für Fähnriche

Uniform Nr. 3 –
Dienstuniform Sommer
(Flottendienst) für
Offiziere, Fähnriche
und Längerdienende

Stabsdienstuniform
Sommer
für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

Uniform Nr. 3 –
Stabsdienstuniform
Sommer für Offiziere
(Fähnriche und
Längerdienende
tragen Regenumhänge)

Stabsdienstuniform
Sommer für Offiziere,
Fähnriche und
Längerdienende

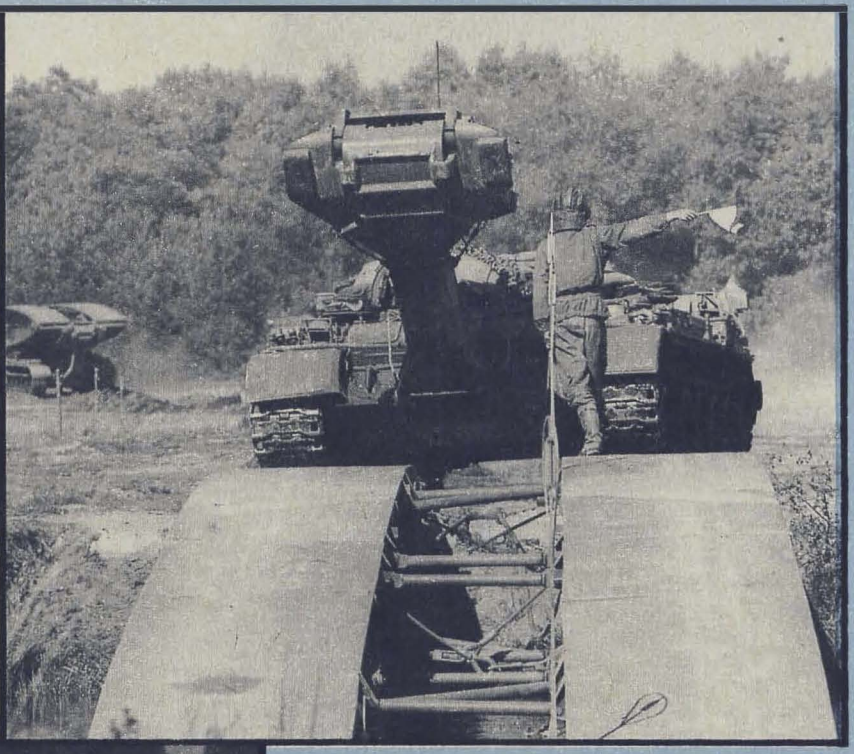
ANMERKUNGEN:

Kapitäne 1. Ranges und
Oberste tragen Schirmmützen
mit goldfarbener Kordel.
Die Raute auf dem Mützenschirm
wird von Stabsoffizieren in
Borddienststellungen getragen.
Zur Dienst- bzw. Stabsdienst-
uniform Winter (Uniform Nr. 5)
wird auch die warme Winter-
schirmmütze (Kapitäne 1. Ranges
und Oberste: Schirmpelzmütze)
getragen.

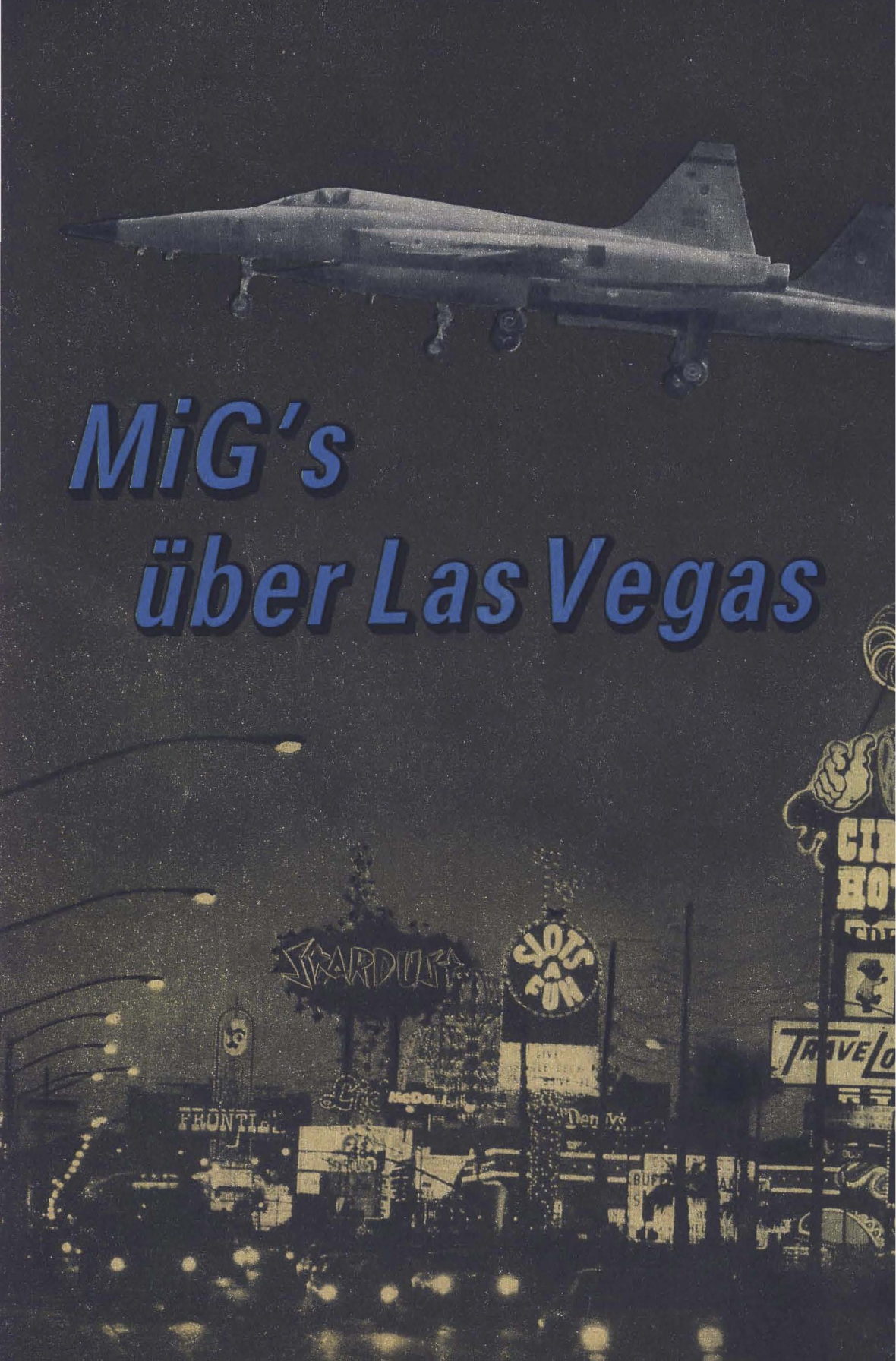
Längerdienende:
Berufsunteroffiziere sowie
weitere Armeeangehörige in
vergleichbaren Dienststellungen.

Aus kühlem Grunde rinnt der Schweiß

Aufklärer sind die ersten an einem Wasserhindernis. Sie untersuchen die Uferbeschaffenheit und vom Schlauchboot aus den Flußgrund, vermessen Tiefe und Breite des Gewässers. Unmittelbar darauf beginnen die Kommandanten und Fahrer der Straßenbaumaschinen BAT-M mit dem Anlegen von Kolonnenwegen, bewegen Radlader SL-34 Erde für Deckungen. Die Besatzungen von Brückenlegepanzern und mechanisierten Begleitbrücken TMM schaffen stählerne Spurbahnen übers Wasser. Und das im engsten zeitlichen und räumlichen Miteinander und bisweilen mit der zusätzlichen Bürde des Arbeitens unter Schutzausrüstung. Wegbereiter für die Truppe zu sein, diesen anspruchsvollen Ruf haben



die Pioniere jedesmal neu zu erringen. Schwer ist das, weil hohe Verantwortung auf ihnen lastet. Immer sehen sie ihren Erfolg als einen Grundstein für das rasche Vorwärtskommen der Nachfolgenden an. Aus kühlem Grunde rinnt deshalb der Schweiß. – In dieser angespannten Phase ihrer Gefechtsausbildung beobachtete Oberstleutnant Bernd Schilling Pioniere des Truppenteils „Erwin Panndorf".


MiG's
über Las Vegas
STARDUST
SLOTS A FUN
FRONTIER
Den Ivy

Mi'Gs über Las Vegas? Das gibt's nicht! Meint Ihr.

Oder doch – vielleicht im Film. Und dann ist es wieder einer jener Antikommunismus-Schinken wie „Die Rote Flut" – Jugend besiegt russische Invasoren, und „Rocky IV" – USA-Boxer schlägt russische Kampfmaschine, oder „Top Gun" – USA-Jäger vernichten russische Flugzeuge ... Ist nicht neu, die Masche: „Gute Amerikaner" besiegen „böse Russen", so was gibt es immer wieder mal. Im Film – meint Ihr. Natürlich im Film. Und eben über Las Vegas!

Freilich, die MiG's dort sind keine echten, sondern nachgemachte für ein großangelegtes Ausbildungsprogramm, das den US-Piloten das gewünschte Überlegenheitsgefühl verpassen soll. Mit einer Serie von Übungen, deren erste im November 1975 stattgefunden hat. Das Übungskonzept führte die BRD-Truppenzeitschrift „Soldat und Technik" „auf den sogenannten ‚Red Baron'-Bericht zurück, der von Experten der USAF (USA-Luftwaffe – d. A.) aufgrund eigener Erkenntnisse während des Vietnam-Krieges und der Auswertung von Luftkriegserfahrungen bis zum ersten Weltkrieg erstellt worden war".

„Red Flag – Rote Fahne" heißt die Serie, deren Basis der nur 13 Kilometer nordöstlich von der Spielhölle Las Vegas gelegene Luftwaffenstützpunkt Nellis ist. Primitiv ist ihr ideeller Gehalt, raffiniert hingegen die Technik dieser Form des Drills in der Wüste von Nevada. Einem Reporter der in München erscheinenden „Süddeutschen Zeitung" offenbarte sie sich so: „Von außen unterscheidet sich der ockergelbe Flachbau mit der Hausnummer 100 kaum von all den anderen ockergelben Flachbauten auf der Nellis Air Force Base." Aber im Inneren: „Unmittelbar vis à vis der Tür nämlich hängt eine große Sowjetflagge. Acht Schritte nach rechts, den kurzen Korridor hinunter, steht man vor einer Wand, auf der in russischer Sprache und kyrillischer Schrift (für den, der es versteht) ‚Verteidigung ist der Schlüssel zum Sieg' zu lesen ist. An einem Vortragspult prangt ein roter Stern. Der Besucher ist mit einem Schritt über die Schwelle des Gebäudes 100 nicht durch einen Riß im Raum-Zeit-Kontinuum in die Sowjetunion geraten, sondern er hat lediglich, wie Oberst Bob La Tourette sagt, das ‚Heimathaus der Aggressoren' betreten. Die Tatsache, daß hier – bis auf den Cola-Automaten unter dem Lenin-Bild – alles so unamerikanisch aussieht, erklärt La Tourette allerdings wieder typisch amerikanisch: ‚We are the good guys playing the bad guys' – ‚Wir sind die Guten und spielen die Bösen'."

Dieser Luftwaffen-Oberst La Tourette hat, wie er immer wieder herausstreicht, „Vietnam-Erfahrung". Ihm untersteht die Abteilung „Feindtaktik" des 57. Geschwaders der Air Force; sozusagen der fliegende Teil von „Red Flag" – die „Aggressorstaffel". So heißt sie allen Ernstes. Womit die Sowjets abgestempelt sind und das Weltbild der „Nicht-Aggressoren" stimmig ist. Wie über Vietnam, nicht wahr? Die Erinnerung daran will dem Oberst nicht in allem schmecken, verlegen weicht er aus: Angesichts der „sehr kärglichen Erfolge" im Luftkampf dort sei „die Ausbildung der Piloten Mitte der siebziger Jahre geändert" worden. Die von gut ausgebildeten vietnamesischen Flugzeugführern gesteuerten MiG's hatten sich den US-Maschinen im direkten Gefecht als überlegen erwiesen und damit das Selbstgefühl der „Guten" erheblich angeknackst. Um Langzeitfolgen nicht zuzulassen, wurden die sogenannten Aggressorstaffeln gebildet.

Sie benutzen die F-5E von Northrop, einen mit zwei Triebwerken ausgestatteten Leichtbaujäger, der – laut „Süddeutsche Zeitung" – „in Größe und Flugeigenschaften stark der sowjetischen MiG-21 ähnelt und durchaus auch noch die etwas modernere MiG-23 simulieren kann". Und weil die US-Amerikaner das geltende Völkerrecht seit langem den „vitalen Interessen der Nation" zu opfern wissen, wurde in Nellis „auch das äußere Erschei-

Daß er „lebt wie sein Gegner", ist zu bezweifeln; denn das ginge über die geistigen Kräfte eines „Guten", der den „Bösen" spielt.

nungsbild der Jets ... dem Aussehen von Kampfflugzeugen des Warschauer Paktes angepaßt. So kommt es, daß vor den Hangars in Nellis in Nevada F-5E im Tarnanstrich der DDR-Luftwaffe oder der Luftstreitkräfte der Volksrepublik Polen stehen". Hier werden also keine Filmszenen abgedreht, sondern realitätsbezogene Kriegsvorbereitungen getroffen.

Der stellvertretende Kommandeur des – wie es offiziell genannt wird – „Ausbildungs- und Übungszentrums für Kampfflieger", Oberst Larry Barton, bestätigt: „Mit all dem, was wir hier machen, können wir eine ordentliche Luftschlacht veranstalten." Etwas Vergleichbares gibt es laut Barton „wohl nirgends sonst". Und da hat er, was die Staaten des Warschauer Vertrages und ihre Streitkräfte angeht, durchaus recht.

Nun liegt Nellis zwar in der Wüste, aber nicht fernab der Welt. Mit einem Territorium von der Größe Belgiens gehört dieses Ausbildungs- und Übungszentrum zu „den größten und am besten ausgerüsteten Komplexen dieser Art", berichtete „Soldat und Technik" im Mai 1986. Hunderte Millionen Dollar sind darin investiert, denn nicht nur im gesperrten, für den Zivilluftverkehr verbotenen Luftraum wird das gefährliche Gut-böse-Manöver geflogen. Den „guten" Kampffliegern sollen für Luft-Boden-Einsätze Wüstengebiete zur Verfügung stehen, die – so Oberst Les Alford – „etwa halb so groß wie Bayern" seien. Den Hintergrund dieses Verlangens beschrieb die BRD-Zeitschrift „Flug-Revue" so: „Innerhalb des Nellis-Komplexes gibt es etwa 50 verschiedene, simulierte taktische Angriffsziele. Als Beispiel sei hier der nachgebaute DDR-Luftstützpunkt Jüterbog in der Nähe von Berlin genannt. Zwar in der Nevada-Wüste gelegen, aber exakt in seiner Ausbreitung und den Runway Headings, dem Vorbild nachgestaltet, sind auf dem Vorfeld sogar ausgemusterte F-86-Jagdflugzeuge der USAF zur Simulierung von MiG's geparkt. Neben zwei LKW-Konvois (einer davon ist etwa 27 Kilometer lang), einer 15 Kilometer langen Eisenbahnanlage, die von einer simulierten Industrieanlage weg in einen Tunnel führt, ist noch eine aus ca. 200 T-62-Panzerattrappen bestehende Panzer-Angriffsfront dargestellt. Kleinere Ziele ergänzen das Zielangebot."

Mit anderen Worten: Besatzungen von USA- und – wie noch zu erfahren ist – anderen NATO-Kampfflugzeugen bombardieren nachgestaltete Objekte und Anlagen des Warschauer Vertrages probeweise. Und wie die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" am 30. April 1985 verriet, wird da nicht nur simuliert. „Im scharfen Schuß, mit echten Raketen und Bomben müssen die Piloten ihre Kunst, die sie sonst nur mit Übungsmitteln simulieren, unter Beweis stellen ... Die Radar- und Raketenstellungen in Nellis simulieren die Leistung des sowjetischen Geräts. Vom Boden aus werden elektronische Störmanöver unternommen; man versucht, das Radar des Flugzeuges und die Waffensysteme zu blenden oder zu täuschen. ‚Wir haben Geräte nachgebaut', erläutert Oberst Herculson, ‚die so aussehen wie die sowjetischen Anlagen, die gleichen Reichweiten haben und die gleichen Frequenzen benutzen.'"

Für diese antikommunistische Angriffsschulung wird ein enormer Aufwand betrieben: An jeder „Red Flag"-Übung sind 70 bis 90 Flugzeuge sowie 200 bis 400 Soldaten des fliegenden und 700 bis 900 Soldaten des Bodenpersonals beteiligt. Jede Übung dauert vier bis sechs Wochen und umfaßt bis zu 5 000 Einzeleinsätze, pro Übungstag etwa bis zu 180. Die Resultate werden elektronisch erfaßt und gründlich ausgewertet, inklusive Gehirnwäsche zur Steigerung des Selbstwertgefühls der Piloten.

In den USA sei – so die „Frankfurter Allgemeine" – das „Luftkampf-Szenarium für den Einsatzraum eines westlichen Armeekorps in Mitteleuropa" aufgebaut, das „weitgehend dem Ernstfall" entspreche. Offenbar können es diese „Film"-Produzenten in der Nevada-Wüste kaum erwarten,

Ihr Dialog in Russisch mit amerikanischem Akzent quält sich hin, doch die Partner nehmen ihren Auftrag ernst: „... den Weg durch die gegnerische Luftverteidigung freischießen".

den sogenannten zentraleuropäischen Kriegsschauplatz der NATO einzuebnen. Wen wundert es da, wenn die Luftwaffe der BRD schon seit geraumer Zeit versucht, ebenfalls in Nellis sowjetische, polnische und DDR-Ziele versuchsweise bombardieren zu dürfen. Wie die Hamburger „Die Zeit" am 13. Februar 1987 berichtete, will „die Bundesluftwaffe mit den Amerikanern über eine regelmäßige Beteiligung von ‚Tornado'-Verbänden an ‚Red Flag'-Manövern in Nellis verhandeln. Bisher waren dieser spezifischen Erfahrung nur einige angehende Flug- und Waffenlehrer ausgesetzt, die ohnehin zur Ausbildung in den Vereinigten Staaten waren und die ihre ‚Red Flag'-Erfahrungen den fliegenden Verbänden der Bundesrepublik weitergeben sollten".

Schon jetzt ist die Bonner Hardthöhe bezüglich ihrer Ausgaben für die Angriffsschulung der Bundeswehrkampfflieger nicht pingelig; allein das Tiefflugtraining auf dem Luftwaffenstützpunkt Sheppard im USA-Bundesstaat Texas verschlingt jährlich über 67 Millionen D-Mark.

Es gibt noch andere Ausbildungsstätten auf dem amerikanischen Kontinent, zum Beispiel den Stützpunkt Goose Bay in Kanada, wo seit 1970 alle Jahre wieder 240 Bundeswehr-Piloten im Cockpit ihrer Maschinen erleben, „wie man unbemerkt gegnerische Luftverteidigungsradars unterfliegt". Das ließ die BRD-Militärzeitschrift „Wehrtechnik" verlauten.

Scheinbar sparsam bedient sich Großbritannien seiner eigenen – der so bezeichneten 4. Aggressorstaffel in Alconbury, um „Red Flag"-Übungen über heimischen Gefilden durchführen zu können; „MiG's" über den Britischen Inseln also auch. Doch ob dort oder über Las Vegas – ist das nicht egal? Unter dem Strich ergibt sich ein Bild, das „Top Gun", jenem „Erfolgs-Streifen" aus Hollywood in bundesdeutschen Kinos, entnommen sein könnte. Paul Brieler, ein Reserveleutnant der BRD-Luftwaffe, äußerte sich dazu im Heft 10/86 der Zeitschrift „elan" so: „Welches Feindbild wird denn produziert? Das sind die Russen. Das wird zwar in dem Film nie gesagt. Aber der Film ist so gemacht, daß natürlich jeder wissen soll: der Russe ist der Feind. Die Flugzeuge sind vom sowjetischen Typ MiG, sie tragen einen roten Stern. Besonders heimtückisch und raffiniert sind dabei zwei Dinge. Es wird nie gesagt, warum der ‚Feind' eine Gefahr darstellt. Er ist einfach ‚Feind', als sei er es von Natur aus. Er ist hinterhältig, taucht plötzlich aus heiterem Himmel auf – ohne Grund – und ist anfangs immer in der Überzahl. Das zweite: die ‚feindlichen' Flieger werden nie als Menschen dargestellt... die sehen eher aus wie Außerirdische, gesichtslose Monster. Die Amerikaner fliegen alle mit offenem Helm. Der Zuschauer sieht ihre sympathischen Gesichter, ihre Freude beim Abschuß des Feindes." Dies alles, „um unterschwellig zu vermitteln, wer die Guten und wer die Bösen sind. Und diese Aufteilung der Welt in gut = amerikanisch und böse = kommunistisch entspricht ja genau der amerikanischen Politik".

Dem ist nichts hinzuzufügen. Oder doch: Über Las Vegas nämlich fliegt jeder in Nellis gestartete Pilot – ob als „Russe" verkappt oder nicht – mit heruntergeklapptem Visier. Weiß man doch, stellt Leutnant d. R. Brieler in Rechnung, „daß es wegen der Sonne völliger Schwachsinn ist, ohne Visier zu fliegen". Schwachsinn aber ist weder den „Red Flag"-Verantwortlichen noch jenen Männern zu unterstellen, die sich in den Aggressorstaffeln drillen lassen. Sie wissen, was sie tun. Sie gokeln mit dem Feuer und träumen von ihrem Sieg in einem Angriffskrieg, der – wie heutzutage jeder Vernunftbegabte längst weiß – auf seine Urheber zurückschlagen und auch jene auslöschen würde, die ihn gewinnen wollten. Wann endlich wird das auch in der Wüste von Nevada, in Goose Bay oder Sheppard, in Alconbury und im Ramsteiner „Kriegsführungszentrum für Luftwaffen-Führungspersonal" der Bundeswehr begriffen werden?

Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv

Nach morgendlicher Einsatzbesprechung – Vorbereitung zum Start

MINI MAGAZIN

Gilt auch 1988 und immer

Die wahre Liebe
trifft wie der Blitz
mitten ins Herz,
und sie ist stumm
wie der Blitz.

Maxim Gorki

MM-Silvester-Tip

Sparen Sie das Geld für Blitzknaller, Goldregen und Sonnenräder! Sparen Sie das Anstehen nach Karten für 'ne Silvester-Fete! Sparen Sie die Zeit fürs Heringssalat- und Bowle-Machen! Schenken Sie dafür Ihrem Liebsten, wonach er sich im verflossenen Jahr am meisten gesehnt hat – eine Stunde richtigen Sommer!

MM-exklusiv

Das ist das Geschenk der MM-Ein-Mann-Redaktion an Euch, die Ihr diesmal nicht zu den glücklichen Urlaubern gehört. Für Euch aus Berlin ein fünfzehnfaches „Macht's gut, Jungs!"

„Geht in Ordnung, Genosse Stubenältester: hundert Urlaubsscheine, einen Stiefelputz-Roboter und zehn rechnergestützte Knopfannäh-Taschenautomaten. Gleichfalls fröhliche Weihnachten. Danke, Ende!"

„Mein Verlobter ist Truppenkoch und wünscht sich zu Weihnachten was Knuspriges, Braungebranntes zwischen die Zähne. Kriegt er!"

Nur noch schlappe zwei Stunden und fünf Minuten, und schon ist das neue Jahr da, in dem Kollege Müller-Finsterling wieder mal zum Reservistendienst ziehen kann.

STILLE NACHT ...

Die Soldaten lagen im Bette
und schnarchten um die Wette,
bis daß das Bette knackte.
Da kamen sie aus dem Takte.

MM bringt die Weihnachtspost!

Lieber Geliebter!
Mit weinenden Händen nehme ich den Federhalter in meine Hände und schreibe Dir. – Warum hast Du so lange nicht geschrieben, wo Du doch neulich geschrieben hast, daß Du mir schreibst, wenn ich Dir nicht schreibe. – Mein Vater hat mir gestern auch geschrieben. Er schreibt, daß er Dir geschrieben hätte. Du hast mir aber kein Wort davon geschrieben, daß er Dir geschrieben hat.
Hättest Du mir ein Wort davon geschrieben, daß Dir mein Vater geschrieben hat, so hätte ich meinem Vater geschrieben, daß Du ihm schon hättest schreiben wollen, hättest aber leider keine Zeit gehabt zum Schreiben, sonst hättest Du ihm schon geschrieben.
Mit unserer Schreiberei ist es sehr traurig, weil Du mir auf kein einziges Schreiben, welches ich Dir geschrieben habe, geschrieben hast.
Wenn Du nicht schreiben könntest, wäre es was anderes, dann tät ich Dir überhaupt nicht schreiben, so kannst Du aber schreiben und schreibst doch nicht, wenn ich Dir schreibe. Ich schließe mein Schreiben und hoffe, daß Du mir nun endlich einmal schreibst, sonst ist dies mein letztes Schreiben, welches ich Dir geschrieben habe. Solltest Du aber diesmal wieder nicht schreiben, so schreibe mir wenigstens, daß Du mir überhaupt nicht schreiben willst, dann weiß ich wenigstens, warum Du mir nie geschrieben hast. Verzeihe mir die schlechte Schrift, ich bekomme immer den Schreibkrampf untern Schreiben, Du bekommst natürlich nie den Schreibkrampf, weil Du nie schreibst.
Gruß und Kuß *Deine N. N.*

Karl Valentin

MM-Geschenk-Tip

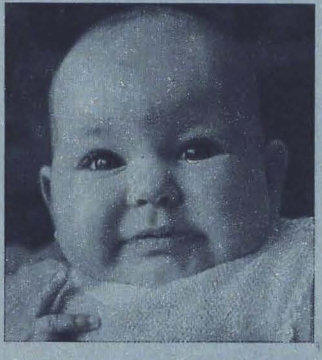
Sie suchen noch ein Weihnachtsgeschenk für die liebe Omi? In Ihrer MHO-Verkaufsstelle berät man Sie gern. Falls Sie zu den Öffnungszeiten grad Zeit haben …

MM sagt, wie's ist

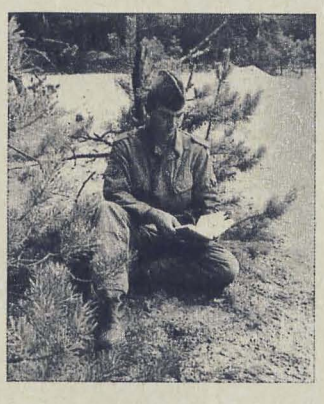
Es kommt im Leben aber auf ganz andere Dinge an als auf Geschenke, die man kaufen kann.

Maxi Wander

MM-Mach mit!



„Omi macht die Klöße, Opi macht den Weihnachtsmann, ich mach in die Windeln, Mammi macht sich hübsch und Pappi macht das Beste aus seinem Weihnachtsurlaub – meine Schwester!"



„… sitze ich unter einem Weihnachtsbaum ganz für mich alleine und lese die Geschichte von der Weihnachtsgans Auguste …"

MM-Kurz-Interview

„Ick weeß, Beifuß jehört an de Jans und nich uffn Stahlhelm. Aba so hab ick doch ooch 'n bißken wat von Weihnachten, wa?"

MM-Geheimtip fürs neue Jahr

Fröhlich und bescheiden sein
kostet nichts
und bringt viel ein.

(Sehr altes Sprichwort)

„Nicht mal ein schönes Weihnachtsgedicht! Die sollen doch einpacken mit ihrem MM-Krempel!"

Nun sag mal: Szakaszvezetö!

Nicht, daß ich (trotz eigenem) unbedingt auf Dienstgrade stehe. Aber wenn man beim Militär, in diesem Fall dem ungarischen, unterwegs ist, stößt man halt immer wieder auf sie.

„Nun sag mal: Szakaszvezetö!" bekniete mich ein ungarisch sprechender Bekannter vor der Reise. Ich hustete ihm was. Schließlich hatte er sich da einen wahren Zungenbrecher aus der Rangliste rausgepickt. Außerdem, bin ich Unterfeldwebel? Inzwischen weiß ich, daß er auch auf andere, mindestens ebenso schwer auszusprechende Dienstgrade wie Altábórnagy oder Vezérezredes hätte verweisen können; aber vielleicht ahnte er, daß ich es weder mit einem Generalleutnant noch mit einem Generaloberst zu tun haben würde. Außerdem, was soll's: ab Budapest hatte ich ja meinen Fötörzsörmester (Stabsfeldwebel) Akos Szupper, der mir im schönsten Weaner Deutsch übersetzte, was ich wissen wollte und sollte. Aus Sopron nahe der Grenze zu Österreich stammend, wo er in einem großen Hotel gearbeitet hatte, war er inzwischen Soldat geworden und hat nach dem Truppendienst einen Platz in der Kerepesi út 29/b gefunden – dort also, wo unsere Bruderzeitschrift „Igaz Szo" (Das wahre Wort) ihre Redaktionsstuben hat. Nun denn, Akos, erklimmen wir gemeinsam die Stufenleiter militärischer Ränge ...

Honved heißt Soldat

Das weiß man ja wohl. Und sei es durch Honved Budapest. Allerdings geht es den ungarischen Armee-Fußballern wie denen unseres FCV: sie bestimmen derzeit nicht das Geschehen in der obersten Spielklasse. Andere Honveds haben ihnen in der Popularität den Rang abgelaufen. Beispielsweise jene über und unter den Straßen von Buda und Pest, die bereits an den ersten Metrostrecken mitgebaut haben und nun dabei sind, sie in die neuen Wohngebiete zu verlängern. Auf den Bauplätzen sieht man sie – natürlich – in Arbeitsuniform. In den Cafés und bei der Disko hingegen in ihrer neuen, schicken Ausgangsuniform mit silberfarbenen Schnüren von der rechten Schulterklappe zum obersten Jakkenknopf des Einreihers. Mir will nicht ganz einleuchten, warum dennoch so mancher auf Uniform und Uniformhemd unserer Soldaten schielt. Aber vielleicht hängt dies damit zusammen, daß die Kirschen in Nachbars Garten ...

Wie bei uns leistet man auch in Ungarn 18 Monate Grundwehrdienst und bekommt für jeden Dienst-Monat einen Tag Erholungsurlaub; jedoch wird dabei jeder Tag – also auch Sonnabende, Sonntage und gesetzliche Feiertage – mitgezählt. Der Wehrsold wurde 1986 auf rund

600 Forint (100 Mark) erhöht. Weit verbreitet ist das Streben nach Bestnoten in der Ausbildung – sprich: der Fünf (ausgezeichnet) und Vier (gut). Folglich gibt es zwei unterschiedliche Titel, die man erreichen kann: Ausgezeichneter Soldat und Bester Soldat. Wem der erstere in den halbjährlichen Wettbewerbsauswertungen verliehen wurde, kriegt fünf Tage Zusatzurlaub, mit dem zweitgenannten sind vier Urlaubstage über das Normalmaß hinaus verbunden. Ein Anreiz, wie ich in der István-Dobi-Kaserne von Györ feststellen kann, der seine Wirkung nicht verfehlt. An der Spitze stehen dabei die Mitglieder des ungarischen Jugendverbandes, dem sechzig Prozent aller jungen Soldaten dieses Regiments der Truppenluftabwehr angehören. Im übertragenen Sinn könnte man da das Motto der FDJ-Aktion in unseren Streitkräften anwenden: „Jugendkraft für militärische Meisterschaft."

László, der Örvezető

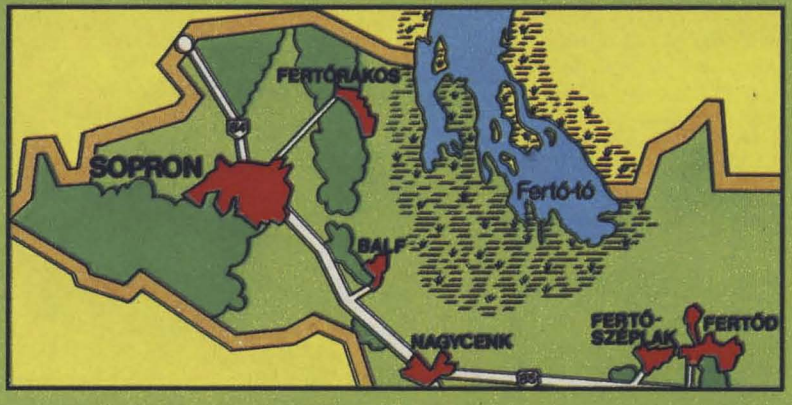
Nicht nur im Sommer '87, auch sonst brennt die Sonne stärker im Lande der Magyaren. Im Felddienst sind ihr die Soldaten unbarmherzig ausgeliefert; da läßt sich halt nichts dagegen machen. Um so mehr ist man bemüht, viele Laubbäume und viel Grün im Kasernengelände zu haben – zumindest in neugebauten Objekten wie hier in Györ, das seit 1978 existiert. Weiträumig angelegt, mit Zwei- und Dreigeschossern sowie üppiger Flora, bietet es gute Dienst- und Lebensbedingungen. Der Speisesaal ebenerdig, hell und freundlich. Zwei Wahlessen im Angebot: heute Gulasch und Topfen (Nudeln) mit Speck. Ein modern ausgestattetes Fernsehstudio, in dem die Soldaten auch eigene Videos abgeben und über das verkabelte Netz ihren Kameraden zeigen lassen können.

In der Batterie von Föhadnagy (Oberleutnant) Bognár treffe ich László Kalmár. Er ist Örvezető, Gefreiter. Zweiundneunzig Tage hat er noch zu dienen. „Aber die werden wie alle vorherigen voll durchgezogen", betont er. Die Bemerkung, womit er dies bekräftigt, klingt zu deutsch wie: Da beißt die Maus keinen Faden ab. László ist Elektromechaniker von Beruf. Das erklärt auch, warum

Eine Kaffeebar

Honveds als Metrobauer in Budapest

Fertörákos, einer der kompliziertesten Grenzabschnitte



ich ihn inmitten von Fernsehgeräten, Radios, Meßgeräten und Lötkolben antreffe: im Bastel- und Hobbyraum der Batterie. Zusammen mit anderen Genossen repariert er nicht nur Dienst-, sondern auch Privat-Geräte. Den Vorteil davon haben Honveds wie Hadnagys (Leutnante). Bezahlt wird, wenn überhaupt, mit einem Dupla in der gegenüberliegenden Kaffeebar.

Die etwa zwölf Meter lange und nicht ganz drei Meter breite Soldatenstube teilt László mit elf Kameraden. Die eingebauten Schränke haben Zimmerhöhe; folglich hat das Sturmgepäck seinen Platz unter den Doppelstockbetten. Am Fenster halbhohe weiße Stores, daneben ein Bambusgestell mit Grünpflanzen und Blumen, an der Wand Gemäldereproduktionen. Das Notlicht für den Alarmfall: eine Petroleumlampe. Und damit kein Raucher auf die Idee kommt, sich der dazugehörenden Streichhölzer zu bedienen, ist die Schachtel versiegelt. Da das Zimmer einem Tisch keinen Platz mehr bietet, geht László gleich seinen Genossen in den Jugendraum, will er in Ruhe einen Brief schreiben. Sollte er seiner Ilona aber einmal gram sein oder nichts zu reparieren, außerdem keinen Appetit auf einen Dupla oder eine Cola haben, dann bleibt ihm immer noch das Billardzimmer oder der Fernsehraum, dessen eine Wand ein ehemals hier dienender Soldat holzkünstlerisch gestaltet hat.

Des Soldaten Freizeit ist kurz und karg genug. Hier indes wird ihm gegeben, was militärisch und materiell zu ermöglichen ist. Niemand hat dies so ausgesprochen. Aber muß man das, wenn es Lebenspraxis ist?

Aber daß ein Ezredes sich rittlings ...

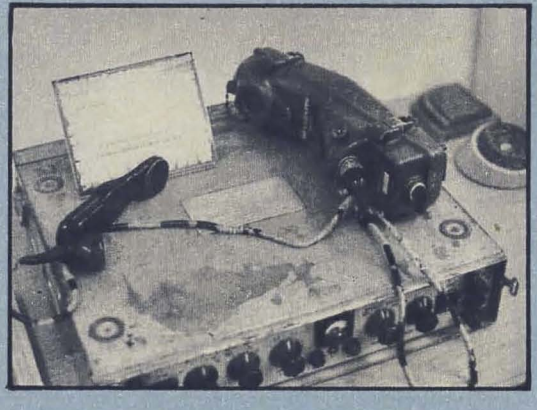
Als Journalist erlebt man in vielen Berufsjahren so allerlei. Aber daß ein Ezredes, ein Oberst mithin, sich rittlings auf einen – ich zitiere – „Generator mit Fußbedienung, zusammenklappbar, von 1 Soldaten zu tragen" schwingt und vor aller Augen abstrampelt, dies ist mir wahrlich noch nicht untergekommen.

Wie und wo geschah es?

Károly Freéz, Igaz-Szo-Redakteur und mein Begleiter während der Reise, läßt den „Wolga" vor einem imposanten Gebäudekomplex im brodelnden Zentrum von Budapest halten: der Technischen Offiziershochschule „Mate Zalka". Das Besucherprogramm beginnt: „Präsentiert ...", Meldung, Händeschütteln, Treppe hoch, Platznehmen, Kaffee und kühle Getränke, Film. Film? Ja, aus dem OHS-eigenen Studio – und mit einem Nebensatz: „... hat der Lehrstuhl Nachrichtendienst auch ein kleines Museum geschaffen." Der Nebensatz wirkt wie ein Widerhaken auf mich. Ich werfe die Angel aus – und der bislang ruhige Oberst József Mészáros, stellvertretender Kommandeur, wird lebhaft: „Bitte, bitte, gehen wir!"

Nicht lange, und wir sind da: zwei Säle, vollgepfropft mit Nachrichtengerät aus nahezu allen Zeitepochen. Von Buschtrommeln aus Afrika über einen Hughes-Fernschreiber von anno 1830 und einem kompletten Feld-Postamt aus dem zweiten Weltkrieg bis zu einem US-amerikanischen Funkgerät RT 196/PRC 6, das vietnamesische Soldaten 1954 in Dien Bien Phu erbeutet haben. Und natürlich modernes Nachrichtengerät der Ungarischen Volksarmee von heute.

Oberst Mészáros auf dem „Generator mit Fußbedienung, zusammenklappbar, von 1 Soldaten zu tragen"



Das Funkgerät RT 196/PRC 6 aus Dien Bien Phu

Ausbildung für einen der sechs Hunde der Grenzwache von Major Ovári

„Mein Werk!" könnte der Ezredes mit Recht sagen, was er verständlicherweise nicht tut. Dennoch, dieses Museum ist in der Tat sein Werk – stand er doch fünf Jahre lang dem Lehrstuhl Nachrichtendienst vor, hat er doch wesentlichen Anteil am Zusammentragen der weit über tausend Exponate, die hier zu besichtigen sind. Und wenn er sich für den Fotografen auf eben jenen „Generator" setzte, so um anzudeuten, wie hunderte Offiziere und Offiziersschüler sich abgestrampelt haben, um diese in Ungarn einmalige Schau aufzubauen. Oberst Mészáros macht abschließend auch interessierten DDR-Touristen Hoffnung: „Wenn alles klappt, wird unser Museum bald öffentlich zugänglich sein."

Örnagy und Weinbauer an der Grenze

„Aber der ‚Wolga', der rollt ..."

Diesmal in Richtung Sopron, Akos' Heimat. Dort lerne ich in einem kleinen Dorf nahe der Grenze zu Österreich Gusztáv Ovári kennen. Der Örnagy (Major) leitet eine Grenzwache mit ein paar Dutzend Soldaten, einer „Flotte" von mehreren Motorbooten, zwei Pferden und sechs Hunden. Seinen Grenzabschnitt nennt er einen der kompliziertesten: „Wassergrenze auf dem Neusiedler See, Sumpf und Berge, ausgedehnte Wälder, außerdem mehr als eine halbe Million Touristen in jedem Sommer." Jedoch, der Major nimmt's gelassen, dient er hier doch schon fast 20 Jahre. Und er kann sich verlassen auf sein Kollektiv, das von 24 freiwilligen Helfern der Grenztruppen unterstützt wird.

Die Grenzwache und das Weinbauerndorf, in dem auch der Kommandeur sein Häuschen und seine Rebstöcke hat („Keiner soll sagen können, der trinkt zwar den Wein, tut aber selber nichts für sein Heranwachsen und seine Reife!"), sind eins. Eine Familie im wahrsten Sinne des Wortes: Auf mehr als dreißig Hochzeiten seiner Soldaten, die hier in Fertörákos ihre Frau gefunden haben, hat Gusztáv Ovári schon getanzt. Als Abgeordneter in der örtlichen Gemeindevertretung hält er regelmäßig seine Sprechstunden ab, bringt er seine Gedanken sowie auch die Kraft seines Kollektivs in viele Anstrengungen zur Verschönerung des Dorfes ein. Was, so sagen die Bauern, wäre so manches Mal geworden, hätten die Grenzer in harten Wintern nicht Brot und Fleisch und Milch mit Pferdeschlitten herangeholt oder mitgeholfen, die Schneemassen zu räumen. Mithin sehen alle im Dorf und in der Grenzwache dem bevorstehenden Winter mit Ruhe entgegen. Mag er kommen, mag im Grenzabschnitt vieles auch kompliziert sein – gemeinsam wird man's schaffen. Und gemeinsam einen Becher Blaufränkischen drauf trinken. Vom 87er Jahrgang, dem guten.

Text: Oberst Karl Heinz Freitag
Bild: „Igaz Szo", Archiv

Südamerika
Land-
läufer
19 Zoll
Amsterdam

Gotha liegt an drei Flüssen – an der Leine, der Nesse und der Siebleber Chaussee.

Afrika hat auf allen vier Ecken eine rundliche Gestalt, die sich gegen die Mitte verengt.

Das vorzüglichste Produkt von Aegypten ist ein Fluß, nämlich der Ganges.

Die Feuerländer sind von der Kälte ganz rot gebrannt.

Grönland hat so wenig Grünes, daß die Holländer es deshalb vor 300 Jahren Grönland nannten.

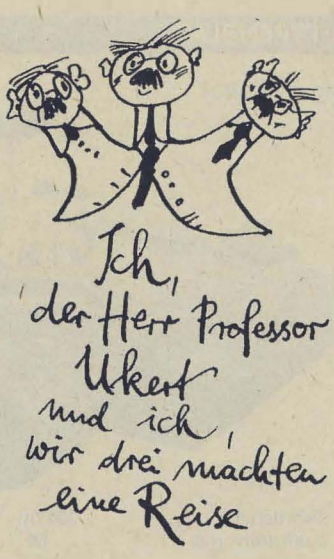
Schulpforte liegt auf dem Berge. Schüler: Verzeihen Sie, es liegt unten am Berge. Lehrer: Nun, da muß es heruntergebracht worden sein; zu meiner Zeit lag es auf dem Berge.

Der Nil schickt sein Wasser hin, wo er hin will.

In Aethiopien ist die Hitze so groß, daß die Klingen in den Degen rosten.

Wenn man die Einwohner von Waltershausen teilen will, so kömmt auf jedes Haus Fünf und ein bißchen.

Das Kaspische Meer ist eigentlich kein Meer, sondern bloß ein See, denn es ist von allen Seiten mit Wasser umflossen.



Im dritten Teil der Kathederblüten des Gothaer Professors Johann Georg August Galletti (1750–1828) stellen wir einige seiner geographischen Absonderlichkeiten vor. Übrigens: die ersten beiden Teile sind im Septemberheft 1986 und im Aprilheft 1987 erschienen.

Illustration: Angela Markert

In Arabien ist die Luft 19 Zoll dick.

Die Vorfahren der Amerikaner waren Landläufer.

In Persien sind manche Berge so hoch, daß der Schnee nur auf Maultieren herunter geschafft werden kann.

Südamerika ist krumm.

Die Inseln des Mittelmeeres sind alle größer oder kleiner als Sizilien.

In England sollen 25 Millionen Schafe sein; das ist aber unwahrscheinlich: denn so viele Schafe lassen sich gar nicht berechnen.

Als Amsterdam erbaut wurde, kamen die Quadersteine von Pirna auf der Elbe herbeigeschwommen.

Die Haupteinnahme von Schneeberg besteht in Schnupftabak. Er schwächt das Gedächtnis, und bringt den verlorenen Schwindel wieder.

In Suhl werden sehr schöne Meerschaumköpfe aus Bimsstein gemacht.

Die Kälte wächst gegen den Nordpol um 10 Grad, zuletzt hört sie ganz auf.

In Dresden ist ein Turm, der gleichsam hohl gebaut ist.

Der Lavaboden am Vesuv sieht gar nicht so aus, wie er aussieht.

In Portugal fängt das Klima erst im Februar an, im Sommer ist große Hitze, aber der Herbst benebelt alles wieder.

Ich, der Herr Professor Ukert und ich, wir drei machten eine Reise.

Gotha ist säbelförmig gebaut

Gepanzertes Kampffahrzeug „Wiesel" (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	2600 kg
Länge	3263 mm
Breite	1820 mm
Wannenhöhe	1252 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor mit Turboaufladung
Leistung	73,5 kW
Höchstgeschwindigkeit	85 km/h
Fahrbereich	200 km
Kraftstoffvorrat	80 l
Bewaffnung	PALR TOW 2
Besatzung	3 Mann

Ab 1988 werden die Luftlandetruppen der Bundeswehr mit dem lufttransportfähigen „Wiesel" ausgerüstet, der das Radfahrzeug „Kraka" ablösen soll. Das gepanzerte Vollkettenfahrzeug kann von Flugzeugen und Hubschraubern sowohl als Innen- oder Außenlast transportiert und mit Lastenfallschirmen abgesetzt werden. Vorgesehen ist, das Fahrzeug auch mit einer 20-mm-Maschinenkanone zu bewaffnen und es als Versorgungs-, Sanitäts- oder Bergefahrzeug einzusetzen.

Sturmgewehr SG 541 (Schweiz)

Taktisch-technische Daten:

Masse	
o. Magazin	3,75 kg
m. gef. Magazin	4,22 kg
Gesamtlänge	1000 mm
m. abgeklappter Schulterstütze	777 mm
Lauflänge	533 mm
Drallänge	250 mm
Theoret. Feuergeschwindigkeit	700–850 Schuß/min
Visierlinie	540 mm
Kaliber	5,56 × 45
Magazininhalt	30 Patronen

Das von der Schweizerischen Industrie-Gesellschaft (SIG) hergestellte automatische Sturmgewehr ist ein Gasdrucklader und hat eine offene Visiereinrichtung. Mit der Waffe können Einzel- und Dauerfeuer geschossen sowie 3-Schuß-Feuerstöße abgegeben werden. Das Magazin ist aus durchsichtigem Plastwerkstoff gefertigt.

Leichter Transporthubschrauber S. A. 316 „Alouette" III (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	2100 kg
Zuladung	300 kg
Länge	12,82 m
Rotordurchmesser	11,02 m
Höhe	2,97 m
Antrieb	1 TL-Triebwerk
Höchstgeschwindigkeit	205 km/h
Reichweite	400 km
Passagiere	6
Ausrüstung	Außenlasthaken für maximal 750 kg Rettungswinde 175 kg

Die „Alouette" III besitzt einen Dreiblattrotor sowie ein unverkleidetes Triebwerk am Rumpf unmittelbar hinter dem Rotorschaft. Der dreiblättrige Heckrotor befindet sich rechts an einem langen Leitwerksträger, der mit einem großen, nach unten reichenden Sicherheitsbügel versehen ist. Das Bugrad-Fahrwerk ist vorn an der Rumpfunterseite, die Hauptfahrwerk-Einzelräder sind an V-förmigen Federbeinstreben am Rumpfende montiert und nach außen gespreizt. Der leichte Hubschrauber wird von fast allen europäischen NATO-Staaten für Truppen- und Lastentransporte verwendet, kann aber auch mit verschiedenen Bewaffnungen als leichter Kampfhubschrauber zum Einsatz kommen.

Lastkraftwagen M 939 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	9743 kg
Nutzmasse	4540 kg
Anhängemasse	6810 kg
Länge	7650 mm
Breite	2476 mm
Höhe	2946 mm
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	179 kW bei 2100 U/min
Höchstgeschwindigkeit	84 km/h
Fahrbereich	563 km
Bodenfreiheit	267 mm
Wendekreis	25,5 m
Steigfähigkeit	67 %
Watfähigkeit	760 mm
Antriebsformel	6 × 6

Insgesamt 11400 Lastkraftwagen M 939 sollen die USA-Streitkräfte in den 80er Jahren erhalten. Sie werden eingesetzt zum Transport von Personen und Material, als Kipper, mit Kofferaufbau für die technische Hilfe sowie als Artillerie-Zugmittel.

„Wir haben niemals die Gewalt gesucht. Es war und ist Pretorias Politik, die Gewalt und Terror erzeugt. Wenn ein Mensch geschlagen und getreten wird, gibt es doch nur eine ehrenvolle Antwort: Er muß aufstehen und sich verteidigen."
Winnie Mandela 1987

Der Stein, den der junge Schwarze gegen das Panzerauto schleuderte, war gar keiner. Denn als das Wurfgeschoß auf den Stahl prallte, explodierte es. In Sekundenschnelle war das Fahrzeug in eine gelbe Lohe gehüllt. Die Flammen leckten über den offenen Aufbau, hinter dem sich MPi-Schützen verbargen; es begann nach verbrannter Farbe zu stinken, und schließlich barsten die Scheiben der Fahrerkabine. Fluchtartig verließ die Besatzung das brennende Gefährt, suchte in gebührendem Abstand dahinter Deckung und eröffnete aus Maschinenpistolen ungezieltes Feuer. Der junge Afrikaner, der die Benzinbombe geworfen hatte – denn nichts anderes war der „Stein" gewesen – war längst in einer Seitenstraße verschwunden.

Solche Szenen gehören heute zum Alltag in den Ghettosiedlungen Südafrikas. Wann immer Polizisten und Soldaten des Apartheidregimes in ihren „Casspirs" und „Hippos" genannten Panzerfahrzeugen in die Wohngebiete der Schwarzen eindringen, kommen sie In Feindesland. Es ist längst nicht mehr nur spontaner Zorn und aus Verzweiflung geborenes Aufbegehren, die sie empfangen. Das bis aufs Blut gepeinigte Volk benutzt als Waffen nicht nur Steine, sondern auch selbstgefertigte Brandsätze, Handgranaten und Minen.

Manchmal wird ein Panzerauto völlig zerstört. Das geschieht meist dann, wenn das Fahrzeug auf einer unbefestigten Ghettostraße in eine sorgfältig abgedeckte und mit Pistensand getarnte Grube gerät und damit manövrierunfähig wird. Dieser die Besatzung überraschenden Attacke folgt dann der konzentrierte Einsatz von Brandsätzen.

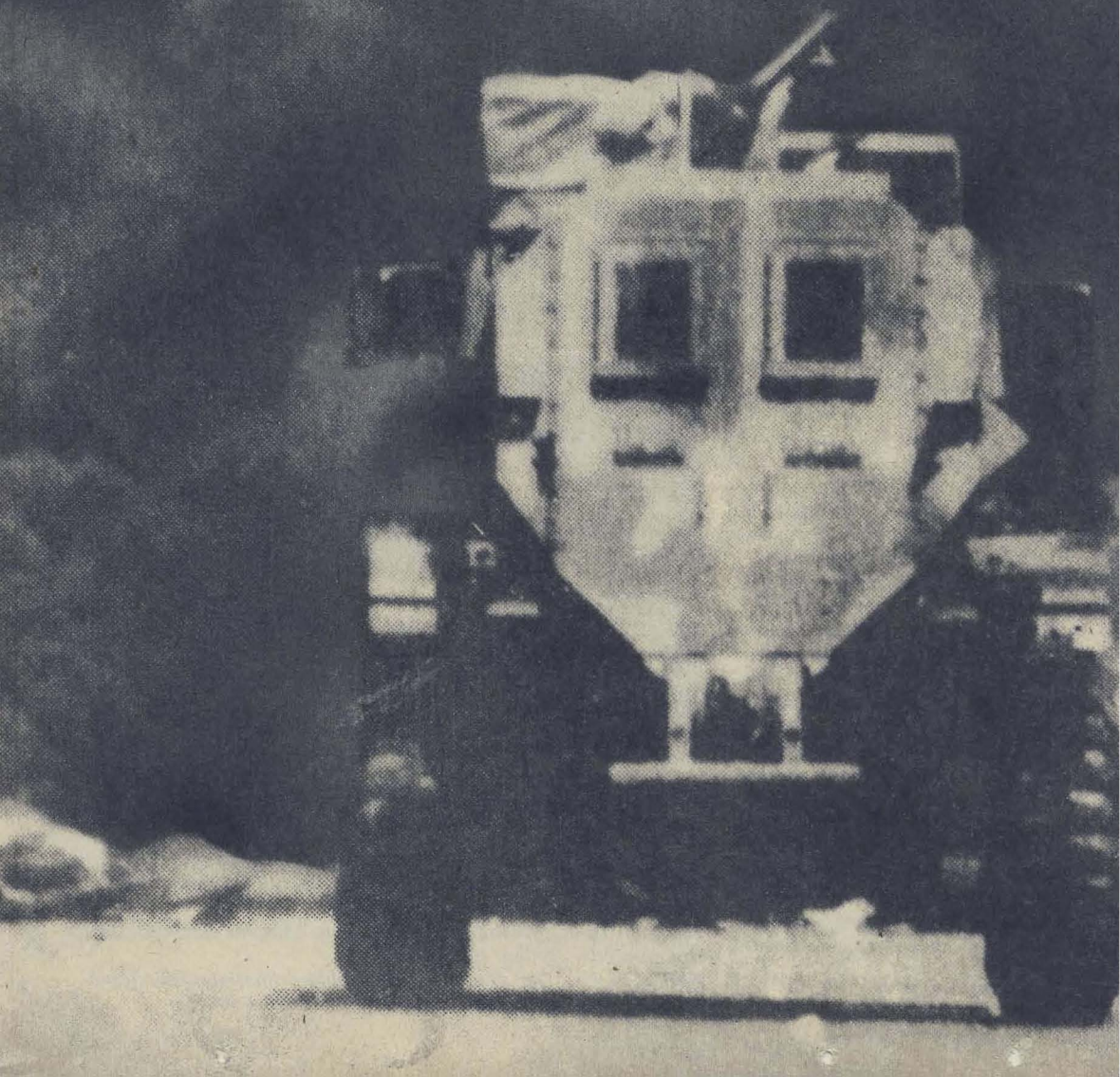
Welches Ausmaß der militante Widerstand gegen Polizei und Streitkräfte des Rassistenregimes erreicht hat, geht aus einer Rede hervor, die Joe Slovo, der Vorsitzende der Südafrikanischen Kommunistischen Partei (SAKP) im April des Jahres 1986 gehalten hat. „In den Straßen der schwar-

Mit Schlagstöcken, Gummipeitschen und Tränengas gegen Unbewaffnete. Polizeiterror bei einem Protestmarsch für die Freilassung Nelson Mandelas in Athlone bei Kapstadt.

Wo

Bis an die Zähne bewaffnet, mit allen Machtmitteln ausgestattet, sucht das südafrikanische Rassistenregime sein Profitparadies zu halten. Doch die Unterdrückten sind nicht mehr wehrlos. Sie sind aufgestanden. Vom bewaffneten Volkskampf in Ghettos und Bantustans berichtet Hans-Dieter Bräuer in dem Südafrika-Report

der ›Speer‹ trifft



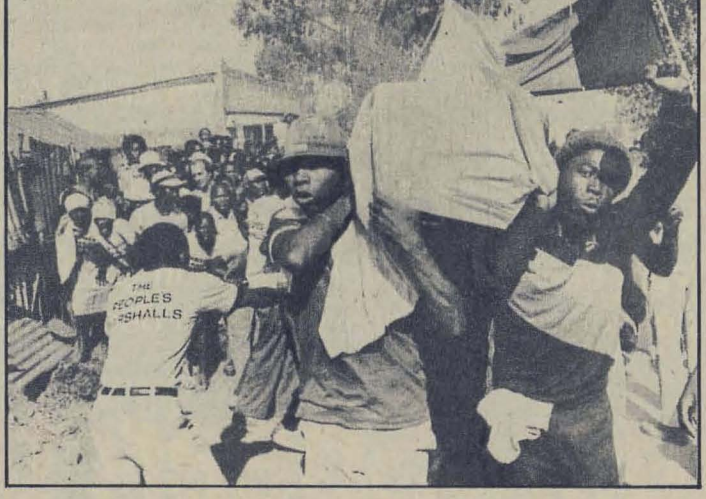
zen Ghettos ist täglich das Feuer von Gewehrschüssen zu hören", sagte er, „aber nicht mehr nur von der gegnerischen Seite."

Das Jahr 1986 war vom African National Congress (ANC) zum „Jahr des Umkhonto we Sizwe", seines ein Vierteljahrhundert bestehenden militärischen Flügels „Speer der Nation", erklärt worden. Der immer unerträglichere Rassismus und die wachsende Bewußtheit, der wachsende Stolz des südafrikanischen Volkes, diese Konstellation brachte viele Kämpfer hervor, die bereit sind, ihr Leben auch im bewaffneten Kampf einzusetzen. Militärische Aktionen sind seitdem eine immer wichtigere Komponente des politischen Kampfes.

So wurde 1986 zum bisher erfolgreichsten Jahr des „Speers der Nation", der Organisation der Partisanen des Volkes, dessen Abkürzung „MK" in aller Munde ist.

Selbst das Institut für strategische Studien an der Universität von Pretoria mußte eingestehen, daß es 1986 zu beinahe 250 militärischen Operationen gegen das Apartheidregime gekommen war. 1985 hatten die bewaffneten Kämpfer des ANC 136mal zugeschlagen, während es im Jahr zuvor zu 44 Einsätzen gekommen war. Zahlen für 1987 gibt es noch nicht ... Dabei sind in dieser Statistik spontane Aktionen von Ghettobewohnern, die weder Mitglied des „MK", noch organisatorisch mit der Befreiungsbewegung verbunden sind, nicht enthalten.

Aber dieser immer mehr um sich greifende Volksaufstand ist zur Schule derjenigen Südafrikaner geworden, die ihren Kampf in den Reihen der Partisanentruppe intensivieren und wirksamer machen wollen. Ein Funktionär des „MK" hat einmal gesagt, daß jeder junge Mann, der einen Stein gegen ein Fahrzeug der Unterdrücker schleudert, ein potentieller Soldat des Volkes sei. „Wir waren nie der Ansicht", so betonte er, „daß allein eine Elite-



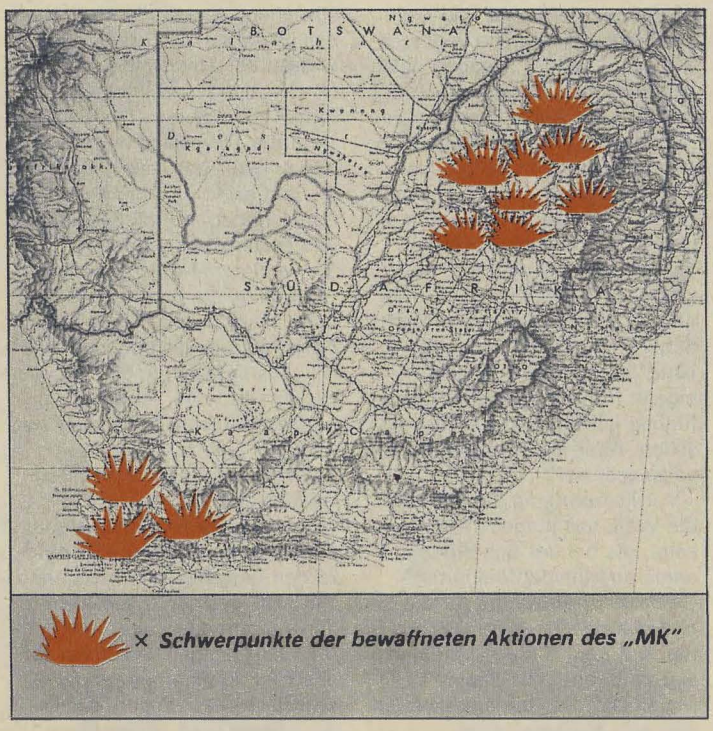
„Peoples Marshalls" heißt „Volkspolizisten". Wie hier im Ghetto Alexandra bei Johannesburg entstehen überall Keimzellen einer demokratischen Staatsmacht. (Bild oben)
In einem Trainingscamp des ANC. Neue Kämpfer wachsen für die Befreiung der Nation. (Bild Mitte)
SASOL brennt. Der Angriff auf das Kohleverflüssigungswerk bei Johannesburg war die bisher größte Aktion des „MK"

streitmacht von Guerillos, von Berufskämpfern, das Werkzeug des Sieges sein würde."

Es gibt heute in Südafrika zwei Formen des militanten Volkswiderstandes. Die Kämpfer des „Speers" richten ihre stabsmäßig geplanten und koordinierten Operationen gegen Einrichtungen und Angehörige der Polizei und der Armee, gegen Repressionsorgane wie den Sicherheitsdienst und dessen Spitzel sowie gegen Anlagen von strategischer Bedeutung. Weltweites Aufsehen erregten vor allem der Raketenangriff auf die Kohleverflüssigungsanlagen des SASOL-Konzerns, die Operationen gegen wichtige Rüstungsbetriebe in Voortrekkerhoogte und Koeberg und der Sprengstoffanschlag auf das Hauptquartier der südafrikanischen Luftwaffe in Pretoria. Nicht minder wirkungsvoll ist die Sabotage an Eisenbahnverbindungen, Straßen und Brücken, Hochspannungsleitungen und Nachrichtenwegen.

Hinzu kommen die Aktionen der Selbstverteidigung, die von den Bewohnern der Afrikanerstädte und -siedlungen ausgehen und zunehmend organisierten Charakter tragen. Oft werden diese Abwehrschläge gegen den Staatsterrorismus Pretorias von Mitgliedern des ANC oder der eng mit der Befreiungsorganisation verbündeten Südafrikanischen Kommunistischen Partei inspiriert, organisiert und geleitet.

SAKP-Vorsitzender Joe Slovo, der gleichzeitig Stabschef von „Umkhonto we Sizwe" ist, hat schon im Vorjahr darauf hingewiesen, daß die Abwehrmaßnahmen der schwarzen Ghettobewohner nicht ohne Wirkung geblieben sind. „Weite Gebiete unseres Landes", erklärte er, „sind unregierbar geworden. Die städtischen Verwaltungsorgane sind zusammengebrochen, und an ihrer Stelle entstehen Organe der zukünftigen Volksmacht unter verschiedenen Namen – wie ‚People's Committees' und ‚Comrades Committees'. Die letzte Zeit zeugt von einer Ausweitung des Widerstands auch auf ländliche Gebiete und auf die Bantustans, wo die Hälfte der afrikanischen Bevölkerung eingepfercht wurde."



× *Schwerpunkte der bewaffneten Aktionen des „MK"*

Als im Vorjahr schwarze Kollaborateure versuchten, das Bantustan KwaNdebele auch de jure zu einem weiteren Marionettenstaat von Pretorias Gnaden zu machen, kam es zu wehrhaften Massenaktionen der dort lebenden Stämme der Ndebele und Pedi.

ANC-Mitglieder waren von Dorf zu Dorf gegangen und hatten den Bauern erläutert, daß die sogenannte Unabhängigkeit ihre Versklavung nur verschlimmern würde. Die Empörung der Bevölkerung von KwaNdebele richtete sich vor allem gegen schwarze Verräter, die sich zu einer „Imbokotho" genannten Schlägertruppe formiert hatten. Deren Führer Piet Ntuli, der „Innenminister" des Bantustans, wurde bei einer Kampfaktion getötet. Zwei Geschäftsleute, von denen in KwaNdebeles Hauptort Siyabuswa ein verheerender Brand gelegt worden war, um sich unliebsamer Konkurrenten zu entledigen, und die damit eine neue Terrorwelle provoziert hatten, wurden vor ein Volksgericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die 200 weißen Berater der vorgesehenen Marionettenregierung suchten ihr Heil in der Flucht. Führer im Volkskampf war übrigens Prinz James Mahlangu, Mitglied der angestammten Herrscherfamilie – ein bemerkenswertes Zeichen für die Breite des Widerstands.

Auch die noch vereinzelten militärischen Aktionen auf den Ländereien weißer Großfarmer in Transvaal – vor allem Verminungen von Straßen und Brücken –

haben ihre Wirkung. Die dort lebenden Plantagenbesitzer, die in der Regel dem Apartheidregime paramilitärische Dienste leisten und ihre Herrenhäuser faktisch zu Militärstützpunkten gemacht haben, werden mehr und mehr verunsichert. Manche verlassen das Land, andere dagegen gelangen zu bemerkenswerten Einsichten. Vor kurzem äußerte der Farmer Hansie Willemse gegenüber dem US-amerikanischen Nachrichtenmagazin „Time": Er habe früher in Simbabwe gelebt und dort 22 Jahre lang gegen die Schwarzen gekämpft und sei nun krank vor lauter Kampf. Er trete nun für Verhandlungen zwischen Schwarz und Weiß ein. „Das hätte", so kritisierte er seine eigene frühere Sturheit, „schon fünfzig Jahre früher geschehen sollen. Aber ich denke nicht, daß es zu spät ist."

Vor kurzem ging ein Foto um die Welt, das junge Afrikaner zeigt, die bei der Beerdigung eines Apartheidopfers in der Ghettostadt Alexandra für die Sicherheit des Trauerzuges sorgten. Auf dem T-Shirt des einen war zu lesen: „The People's Marshalls". Das bedeutet auf gut Deutsch: Volkspolizisten.

Fotografische Belege über den militärischen Widerstand gibt es dagegen verständlicherweise nur wenige. Informationen indes, wie die Volkskomitees in den städtischen Wohngebieten der Schwarzen auch das bewaffnete Aufbegehren organisieren und dirigieren, liegen vor. So werden in den Hütten der Ghettos aus Dynamitstangen, die Bergarbeiter aus ihren Gruben herausgeschmuggelt haben oder die in Steinbrüchen beiseite geschafft worden sind, Haftminen, Handgranaten und andere Sprengsätze schon fast serienmäßig hergestellt. Mechaniker, die über die nötige Qualifikation verfügen und die sich entsprechende Werkzeuge haben besorgen können, bauen sogar einfache Handfeuerwaffen.

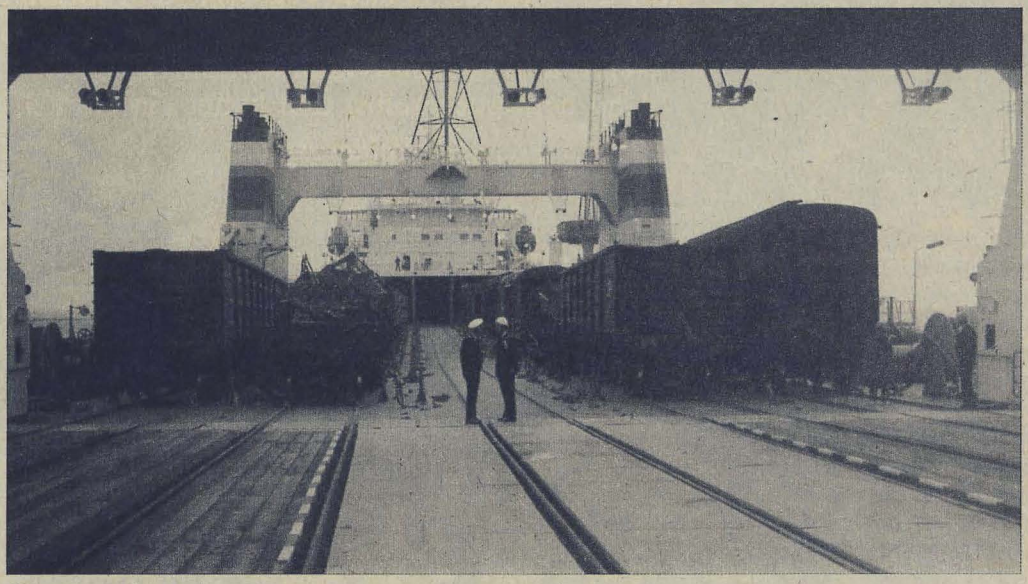
Die nicht selten erfolgreichen Angriffe auf „Hippos" und „Casspirs" verdeutlichen, daß die Ghettobewohner ihr bescheidenes Arsenal überlegt einzusetzen vermögen. Ronnie Kasrils, einer der Gründer von „Umkhonto we Sizwe", hat von der „Entwicklung eines taktisch sehr klugen und geschickten Straßenkampfes" gesprochen, „wobei die Menschen das Labyrinth der Straßen und Gassen der Townships dazu benutzen, den Feind in einen Hinterhalt zu locken ... Der Feind kann die Townships nur in massiven Konvois betreten. Ständig werden sie von einem Steinhagel überschüttet und mit Benzinbomben beschossen, so daß nur für die wenigen Minuten, in denen der Konvoi die Straße entlangfährt, die staatliche Gewalt des Apartheidregimes gegenwärtig ist". Kasrils betonte, daß sich eine „Volksmiliz, eine Selbstverteidigungsstreitmacht des Volkes herausbildet", auch wenn sie sich noch im Anfangsstadium ihrer Entwicklung befinde.

Die bewußtesten, mutigsten und erfahrensten Kämpfer aber sind zu den bewaffneten Abteilungen des ANC gestoßen, vor allem in den vergangenen zwei, drei Jahren. Schätzungen westlicher Beobachter zufolge beträgt die Gesamtstärke des „Speers der Nation" heute etwa 10000 Mann, von denen ständig rund 1000 in Südafrika im Einsatz sind. In abgelegenen, relativ unzugänglichen Gebieten des Landes soll es sogar Ausbildungslager geben, die kurzzeitig ihre Standorte wechseln. Die Führung des ANC hat stets darauf hingewiesen, daß der bewaffnete Kampf des südafrikanischen Volkes in gewissem Sinne einzigartig ist. Die Grenzen zu den Frontstaaten sind relativ kurz und von den Truppen Pretorias, der stärksten Militärmacht auf dem afrikanischen Kontinent, leicht zu kontrollieren. Das Territorium Südafrikas ist zudem wenig bewaldet. Deshalb sind ländliche Operationsbasen kaum auf die Dauer zu halten, geschweige denn befreite Gebiete zu schaffen. „Umkhonto we Sizwe" muß in erster Linie in den urbanen Zentren operieren, und nur sie können Ausgangspunkt militärischer Aktionen in den Bantustans und in weißen Landgebieten sein.

Diese Besonderheiten aber sind, wie Joe Slovo hervorhob, auch ein Vorteil. „Wir verfügen", sagte er, „über Gegebenheiten, die andere Befreiungsbewegungen nie hatten, nämlich politische, soziale Kräfte wie eine erfahrene Arbeiterklasse und eine fortschrittliche Jugend. Und wir sind immer davon ausgegangen, daß der Hauptinhalt unseres Kampfes der politische Massenkampf ist, in dem revolutionäre Gewalt eine Rolle spielen muß."

Als sich Mitte Juli dieses Jahres 52 prominente weiße südafrikanische Apartheidgegner mit 16 führenden Vertretern des ANC in der senegalesischen Hauptstadt Dakar zu Gesprächen über die Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes trafen, war auch der bewaffnete Kampf gegen das Rassistenregime ein wichtiger Diskussionsgegenstand. Berücksichtigt man Herkunft und gesellschaftliche Verwurzelung der weißen Gesprächsteilnehmer – Politiker, Geschäftsleute, Journalisten, Künstler, Sportler und Geistliche ausnahmslos bürgerlich-demokratischer Anschauungen – verwunderte es kaum, daß sie sich nicht zu einer Unterstützung des Partisanenkampfes durchringen konnten. Aber sie bezeichneten ihn als „historische Realität", und ihre Mehrheit akzeptierte die ANC-Erklärung über die „Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes gegen den Staatsterrorismus". Und wenn sie sich mit den ANC-Vertretern darauf einigten, fortan im Rahmen einer „mehrteiligen Strategie" für das gleiche Ziel zu kämpfen, also den bewaffneten Volkskampf als berechtigt anzuerkennen, so ist das ein überzeugender Beweis für den Fortschritt, den die tapferen Kämpfer von „Umkhonto we Sizwe" und die wehrhafte Ghettobevölkerung auf dem Weg zu einem freien, demokratischen Südafrika erstritten haben.

Fotos: ADN-ZB (2), Archiv (3)



Für die Mitarbeit am volkswirtschaftlichen Großvorhaben Eisenbahnfährverbindung DDR–UdSSR stellen wir in Mukran ein:

- Facharbeiter für Umschlagtechnik
- Umschlagarbeiter
- Meister für Umschlagtechnik
- Meister für Instandhaltung und Vorhaltung von Anschlagmitteln
- Facharbeiter für den Betriebs- und Güterverkehrsdienst
- Facharbeiter und ungelernte Arbeitskräfte für den Rangierdienst
- ungelernte Arbeitskräfte
- Lokomotivführer
- Betriebshandwerker
- Instandhaltungsmechaniker für Hebezeuge, Fördertechnik, techn. Anlagen, Heizwerke (einschl. Wärmenetze), Rangiertechnik
- Elektromonteure
- Wagenmeister
- Fahrzeugschlosser für Güterwagen
- Maschinisten für Hebezeuge
- Hochdruckkesselwärter
- Maschinisten für teilautomatisierte Entaschung
- Instandhaltungsmechaniker für Heizwerke und Wärmenetze

Hoch- und Fachschulkader

- für Technologie des Eisenbahntransports und für Fahrzeugtechnik
- für Großrechneranlagen (Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure)
- für Maschinen (Kraft- und Arbeitsmaschinen, Wärmeversorgung)
- für BMSR-Technik (Wärmeversorgung)

Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- zusätzliche Belohnung entsprechend der Zugehörigkeit zur Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Freifahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/ Betrieb richten Sie bitte an:

Deutsche Reichsbahn
Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran
2355

Telefon: Post Saßnitz 43103
Basa 96/76/3103 oder 1120

Mit uns ists aus. Schaut weg. Uns helft ihr nicht.
Doch wenn Bilanz ziehn, die den Krieg befahlen,
Wißt: auf ihr Konto kommen unsere Qualen.
Und helft euch selbst und haltet ein Gericht.

Volker Braun

„Über zehntausend Menschen stehen jeden Tag vor dem Monument. Die meisten stumm, viele mit Tränen in den Augen." Dies berichtete ein „Stern"-Reporter seinen Lesern unter dem noch frischen Eindruck von einem Standbild, das schon im Entwurf und dann nach seiner Enthüllung heftiges Für und Wider ausgelöst hatte. Es befindet sich in der USA-Hauptstadt ungefähr dort, wo ein Obelisk für George Washington hoch in den Himmel ragt und für Abraham Lincoln ein Pantheon errichtet worden ist. Dieser Ort künde – so der „Rheinische Merkur/Christ und Welt" am 20. April 1985 – von „Größe, Ruhm und Ehre" und von „Männern, auf die die Amerikaner stolz sind". Offensichtlich also auch von jenen US-Soldaten, die am fernen Mekong eines unrühmlichen Todes starben und nun am nahen Potomac ihren symbolischen Platz gefunden haben; sinnigerweise nicht über, sondern weit unter der Erde. In einer achtzig Meter tiefen Gruft aus schwarzglänzendem Granit. Deren in spitzem Winkel aufeinanderstoßenden Wände, beschriftet mit den Namen 58 022 Gestorbener, bilden ein überdimensional großes V; „V – Victory wie Vietnam". Wer es sehen will, der begebe sich

Hinab zu den Helden

Erinnern wir uns: Am 27. Januar 1988 jährt sich zum fünfzehnten Mal jener denkwürdige Tag, an dem in Paris die Vereinigten Staaten von Amerika das „Abkommen über die Beendigung des Krieges und die Wiederherstellung des Friedens in Vietnam" unterzeichnen mußten. Bis dahin war Ungeheuerliches geschehen, das ein USA-Präsident namens Lyndon B. Johnson beiläufig so zu rechtfertigen wußte: Sein Land handle in Vietnam zwar „aus aufgeklärtem Eigennutz. Aber im Buch der Geschichte wird man vergebens nach einer anderen Macht suchen, bei der die Verfolgung dieses Eigennutzes so mit geistiger Größe und moralischer Absicht verbunden war".
Welch Unmaß an Menschenverachtung!
Doch dessen nicht genug: Statt nach international geltendem Recht und Gesetz das leidgeprüfte Vietnam beim Wiederaufbau des Landes materiell zu unterstützen und damit wenigstens einen Teil ihrer unermeßlichen Kriegsschuld zu begleichen, hielten es die Mächtigen für „moralisch" angemessen, den verführten und am 45. Breitengrad gefallenen „Männern, auf die die Amerikaner stolz sind", ein kostspieliges Helden-Denkmal zu stiften.
Und dorthin zieht es täglich Zehntausende. Wer könnte das nicht verstehen?

Viele, die da weinen, beklagen noch immer den sinnlosen, angeblich aber ehrenvollen Tod ihrer Söhne oder Brüder, Ehemänner oder Nachbarn, die in diesem verfluchten Vietnam doch nur „gooks" – geringschätzige Bezeichnung für Gelbhäutige – getötet und damit die „vitalen Interessen der Nation" verteidigt haben.
Wie entsetzlich, wird unter dem Eindruck kalten Heroentums der bigotte Amerikaner stöhnen, daß unsere Jungs dort drüben auf so furchtbare, unverdiente Weise zugrundegehen mußten! Wie entsetzlich, wird der ähnlich ergriffene, aber ehrliche Amerikaner grübeln, daß unsere Jungs dort drüben so grausam gemacht worden sind, so unmenschlich!
Die Männer, deren man gedenkt, waren für die „unkonventionelle Kriegführung" dressiert worden – auf Folter, auf Mord. Das heißt, ihre Ausbildung hatte sie in Kriminelle verwandelt. Sie erhielten den Befehl: To generate refugees – Flüchtlinge herstellen! Und sie befolgten ihn, indem sie den Norden Vietnams mit Sprengbomben, Napalm und Herbiziden verwüsteten und im Süden – wohin auch immer sie dort ihre Stiefel setzten – jedes Haus und jeden Stall, jede Werkstatt, jeden Garten und jedes Stück Vieh vernichteten und so versuchten, die Bevölkerung zu entwurzeln.
Sie haben die Bewohner verängstigt und vergewaltigt, sie haben die Reisernten der Bauern vernichtet und sich als Bordellkönige des Landes gespreizt. Vor ihrem Einsatz war ihnen mit einem für in Vietnam stationierte GIs verfaßten Benehmenskodex eingeschärft worden: „Mische dich unter die Bevölkerung, verstehe deren Leben, benutze Redensarten ihrer Sprache, respektiere deren Gebräuche und Gesetze ...Behandle Frauen mit Höflichkeit und Ehrerbietung!" Und sie sollten so auftreten, „daß keine deiner Handlungen deiner Ehre oder der der Vereinigten Staaten zum Nachteil gereiche!" Sie aber erwiesen sich als pervertierte Killer.
Sie haben für „free fire zones – freie Feuerzonen" gesorgt und alles, was sich darin bewegte, getötet. Und verbrannt, was sich nicht bewegte.
Zum Beispiel in Son My, im März 1968.
Die Leute dort – friedliche Menschen beiderlei Geschlechts vom Kindes- bis zum Greisenalter – wurden zusammengetrieben und mit automatischen M-16-guns niedergemäht; erst durch Geschoßgarben, dann, um Munition zu sparen, mit gezieltem Einzelfeuer. Die Hütten wurden in Brand gesteckt. „100 Oriental human beings – 100 östliche

menschliche Wesen", ließ man offiziell verlauten, seien dabei ums Leben gekommen. Keine Menschen, nein – nur menschliche Wesen, gewöhnliche „Viet cong". Mit dieser Entwürdigung der Opfer reichte man den Mördern solidarisch die Hand. Deren Anführer lebt noch: William Calley, damals Oberleutnant. Wegen Massenmordes an 109 vietnamesischen Zivilisten – über 500 sind es tatsächlich gewesen – wurde er später vor ein amerikanisches Gericht gestellt, verurteilt und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten – begnadigt. Calley durfte seine Memoiren schreiben und die Rechte daran für 100 000 Dollar verkaufen. 50 000 Dollar Blutgeld obendrein kassierte er für eine Artikelserie in der Zeitschrift „Esquire". Daraus ein Satz: „Ich bin nur ein Finger, ein kleiner Teil eines Frankenstein-Monstrums."
Wie wäre da wohl General Westmoreland zu bezeichnen, der später wegen Unfähigkeit abgelöste Oberbefehlshaber der US-Truppen in Südvietnam? Er hatte nach Son My telegrafiert: „Glückwunsch den Männern und Offizieren für großartige Aktion!"
Es hat viele Son My's gegeben. Für den damaligen USA-Verteidigungsminister Laird aber gab es offenbar nur dies *eine*. „I am not pleased with a case like this", sagte er. „Ich bin nicht gerade glücklich über einen Fall wie diesen." Welch heuchlerische Floskel! Als ob es sich um einen „Fall" gehandelt hätte, um einen ärgerlichen Dummenjungenstreich.
Einer schamlosen Verhöhnung der millionenfach gemetzelten Vietnamesen gleicht auch jener Ausspruch, den Johnsons Amtsnachfolger Richard Nixon einige Zeit vor der Unterzeichnung des Abkommens von Paris

geprägt hatte: „Der Friede, den wir suchen, ist nicht der Sieg über ein anderes Volk, sondern der Friede, der mit Heilung auf seinen Schwingen kommt, mit Mitleid für die Leidenden, mit Verständnis für unsere Gegner." Diese moralische Bankrotterklärung stellte den Präsidenten nachträglich auf eine Stufe mit dem in die Vietnam-Camps der Army geschickten Star-Komiker Bob Hope. Der nämlich hatte dort einen infamen Witz gerissen: Die Verwüstungen, die die Nordvietnamesen den Bombern der Air Force verdanken dürften, seien „the best slum clearing, they ever had – die beste Slum-Sanierung, die sie gehabt hatten". Laut „Newsweek" belohnten zehntausend GIs diesen üblen Scherz mit „brüllendem Lachen". Wie viele der Männer, die sich damals vergnügt auf die Schenkel schlugen, mögen ihren Spaß am unerklärten Krieg gegen ein fremdes, friedliebendes Volk mit dem Leben bezahlt haben?

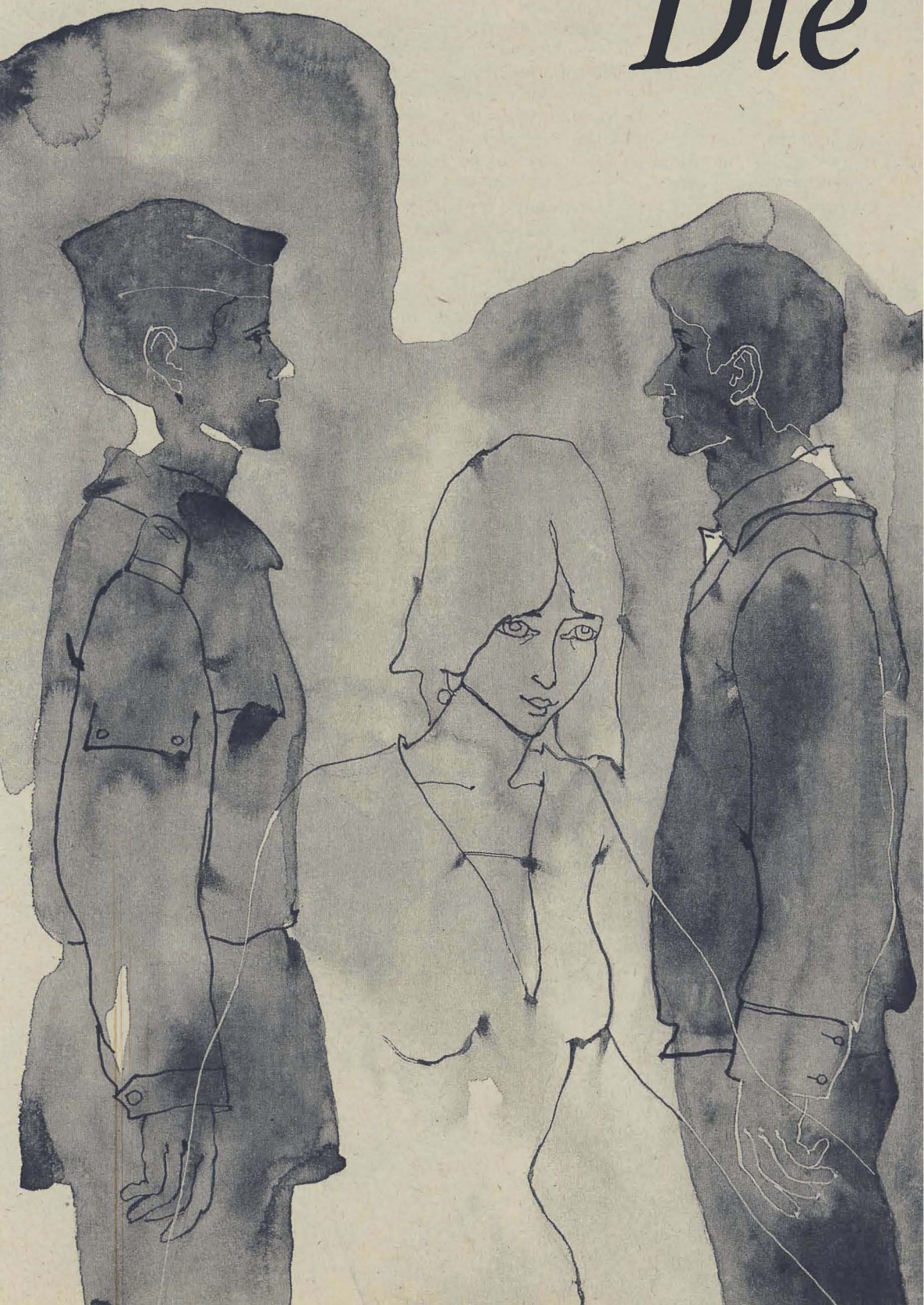
Ihre Namen bleiben der Nachwelt erhalten – in Granit gemeißelt, tief unter der Erde.

Die von Künstlerhand geformten, leblosen Ebenbilder der in einem Mordfeldzug gestorbenen Amerikaner werden von den meisten Besuchern still betrachtet, von vielen beweint; blindgläubig von den einen, wissend von anderen ... Der deutsche Dichter Georg Herwegh kannte „keine schönere Pflicht, als die, einen Toten in seine Rechte einzusetzen". In Washington kann es, sollte es um einer friedlichen Zukunft der Menschheit willen geschehen.

Dieses Denkmal, das im Dunkel einer pompösen Grabkammer vorgeblich von Größe, Ruhm und Ehre amerikanischer Soldaten kündet, ist in Wirklichkeit das Mahnmal eines der größten Verbrechen gegen die Menschlichkeit, begangen unter dem Sternenbanner. Wem in Gedanken daran Tränen der Trauer und des Zorns aufsteigen, der braucht sich ihrer nicht zu schämen. Angesichts der Namen jener, die keine Helden gewesen sind.

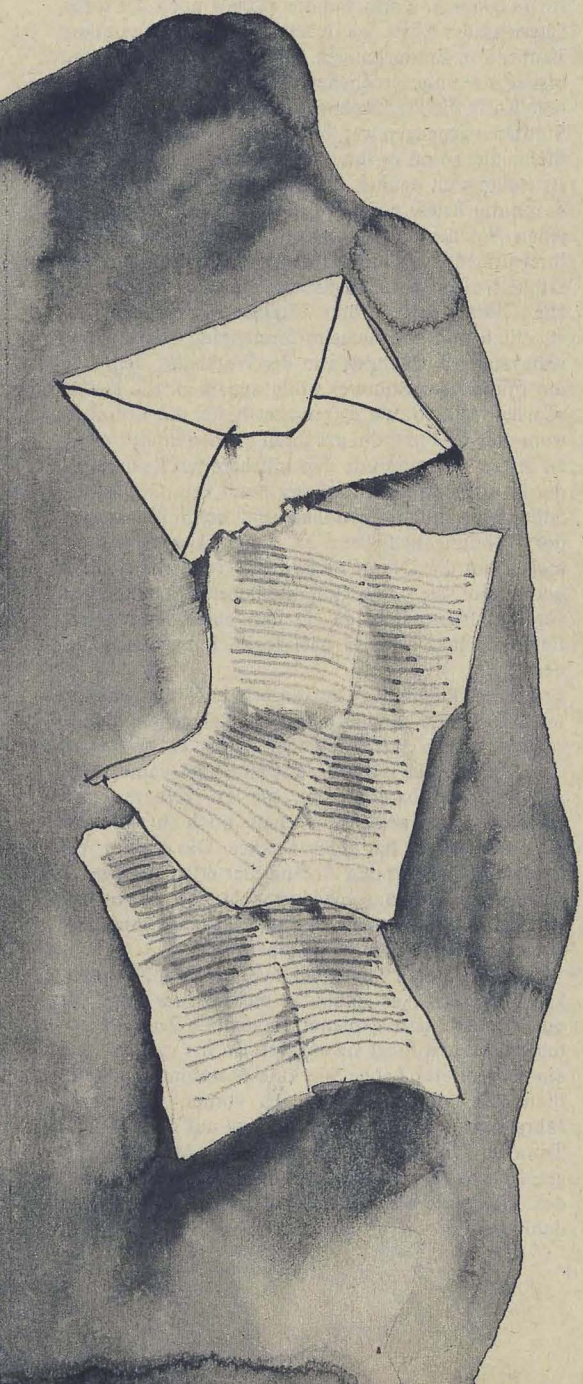
Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv

Die



Verspätung

Erzählung von Reiner Bonack
Illustration: Karl Fischer



Sommer. Der Himmel steht in tiefem Blau, und nur in der Dichte der Wälder schwimmt noch etwas Kühle, ist Stille, die zwischen Morgen und Abend, wenn leichter Erdatem aufkommt, vom fast unhörbaren Knistern der Nadeln oder dem Abstreichen eines Hähers unterbrochen wird.

Gelangt man aber in die Nähe der Seen, vernimmt man tagsüber das selten abschwellende Gemisch von Rufen, Geschrei und Lachen. Nachts dann findet manche gedämpfte Stimme das Ohr eines anderen.

Wenn Stefan daran denkt, überfällt ihn Sehnsucht. Von all dem fühlt er sich weit entfernt, wie ausgeschlossen, obwohl er oft an den blauen Landaugen der Seen vorüberfährt und die Waldstücke um das Feldlager zu kennen glaubt.

Manchmal stellt sich Stefan vor, mit Karin auf der warmen Erde oder im kniehohen Gras zu liegen, unbeschwert, ohne auf die Uhr sehen zu müssen, ohne von einem Befehl hochgerissen zu werden ...

Nun steckt in der Brusttasche seiner Uniform ihr Brief. Stefan glaubt ihn zu spüren. Er hat das Gefühl, als läge der Umschlag mit den zwei beschriebenen Seiten direkt auf seiner Haut.

Er muß etwas unternehmen. Auf wen sonst kann Karin denn zählen, um jene aufreibenden Belästigungen endlich mit Nachdruck zurückweisen zu können?

Stefan wartet nur auf eine günstige Gelegenheit.

Sie bietet sich schneller als erhofft. Am späten Vormittag des folgenden Tages erhält er den Befehl, eine Gruppe von Kontrolloffizieren des Stabes aus dem Feldlager zum Standort der Einheit zurückzufahren.

Als Stefan den LKW am Schlagbaum vorfährt und die Genossen aufsitzen, weiß er zwar noch nicht, was er an diesem Tag im einzelnen tun wird, doch er begreift, daß eine solche Möglichkeit, die Angelegenheit zu regeln, in nächster Zeit gewiß nicht wiederkommt.

Stefan fährt zügig. Die Waldwege sind uneben und trocken. Hinter dem Wagen wirbelt Staub auf. Als Stefan mit unverminderter Geschwindigkeit über Wurzeln und Bodensenken rollt, befiehlt ihm der Fahrzeugverantwortliche, ein schweigsamer älterer Major, endlich mehr Rücksicht auf die Genossen und die Achsen des Autos zu nehmen.

Später, auf der Landstraße, schaltet Stefan sofort wieder einige Gänge höher. Diesmal registriert es der Offizier neben ihm mit wortloser Billigung. Er ist lange und ohne ausreichenden Schlaf im Gelände gewesen.

Auf dem Kasernengelände angelangt, sitzen die Offiziere mit unverhohlener Unzufriedenheit über Stefans Fahrkunst ab, während der Major ihm die nötigen Eintragungen im Fahrtenbuch bestätigt.

Es ist genau drei Minuten vor zwölf, als Stefan das Wachgebäude hinter sich läßt. Trotz heruntergelassener Fensterscheibe schwitzt er.
An der Kreuzung hinter der langgestreckten Siedlung lenkt er den Wagen an den Straßenrand und hält.
Bis zum Stadtzentrum sind es nur fünf Kilometer, fünf lumpige Kilometer, eine unerlaubte Abweichung zwar, doch kein großer Umweg auf der Rückfahrt ins Feldlager. Ein Zeitverzug, der niemandem auffiele. Auch Kagelmann, der Zugführer, würde ihm schwerlich etwas nachweisen können. Immerhin hat Stefan mit seiner flotten Fahrt zum Objekt mindestens zehn Minuten gutgemacht. Zur Kfz-Überprüfung, die für dreizehn Uhr angesetzt ist und an die ihn der Leutnant vor der Abfahrt noch einmal erinnert hat, träfe er allemal rechtzeitig ein. Und mit dem Alarm sowie dem anschließenden Kfz-Marsch, von dem am Morgen gemunkelt wurde, braucht er ohnehin nicht vor Mitternacht zu rechnen. In dieser Beziehung hatte der Buschfunk bisher immer tadellos funktioniert.
Aber was geschieht, wenn sich mein Aufenthalt bei Korber hinzieht? Mit allgemeinen Erklärungen gab sich Kagelmann noch nie zufrieden. Der forscht nach, wie eine Sache wirklich gewesen ist. Der schwarze Weg, durchzuckt es ihn plötzlich, natürlich, der schwarze Weg. Man biegt ein paar Kilometer früher von der Landstraße ab und spart ungefähr zwanzig Minuten. Der ganze weite Bogen um das Waldgebiet bis zur vorgeschriebenen Einfahrt entfällt. Da bin ich pünktlich, in jedem Fall. Und das muß ich auch, komme was wolle. Schließlich habe ich einen Ruf zu verlieren. Und Kagelmanns Vertrauen, fügt Stefan nach einem kurzen Moment des Überlegens an seine Gedanken an. Den Leutnant habe ich noch nie enttäuscht. Der soll sich auf mich verlassen können. Das brauche ich. Das war mir immer wichtig gewesen.
Er denkt an die Zeit vor dem Armeedienst. Wie oft haben deine Kollegen mitleidig gelächelt, wenn du lange vor der Abfahrtszeit als erster aus dem Aufenthaltsraum gingst und deinen Bus an der Haltestelle vorfuhrst. Doch die Leute wußten, bei dem müssen wir nicht in Wind und Wetter stehn. Das allein zählte mehr als jedes Grinsen, jede Auszeichnung. Verläßlichkeit ... Auch heute wirst du sie nicht aufs Spiel setzen. Wem schadet schon deine kurze Tour zu Korber, wenn du auf dem schwarzen Weg die Zeit wieder herausholen kannst. Natürlich, er ist verboten, weil zwei sich entgegenkommende Fahrzeuge nicht ausweichen können und weit im Rückwärtsgang zurückfahren müßten. Zu schmal die Fahrrinne. Und zu tief in den Boden geschnitten. Und eigentlich nur für die Forstarbeiter bestimmt. Doch heute, am Sonnabend, würde ihm ihr Wagen bestimmt nicht begegnen. Am Fahrerhaus zieht klingelnd eine Gruppe von Radfahrern vorüber. Die Jungen tragen Rucksäcke und zusammengerollte Decken auf dem Rücken. Vielleicht wollen sie zur Küste. In Stefan stellen sich sekundenlang andere Bilder ein. Episoden, wie ein zu schnell ablaufender Film, durch eine Vielzahl von Schnitten getrennt ...
Sie hatten sich vor über einem Jahr, nur wenige Wochen nach seiner Einberufung, kennengelernt. Karin war während ihres Urlaubs einige Tage bei einer Freundin in der Stadt zu Besuch gewesen, und es geschah, was häufig geschieht: Man tanzt, man redet, man trifft sich unerwartet wieder, man verabredet sich, man tanzt erneut, und man geht nicht sofort auseinander.
Im Folgenden, Karin wohnte damals noch bei ihren Eltern an der Küste, schrieben sie sich Briefe mit dem Zauber von Entdeckungen, Wünschen, Träumen und bisher nie ausgesprochenen Gedanken. Später, nachdem Karin die Stadtwohnung ihrer Freundin, die zum Studieren gegangen war, übernommen hatte, besuchte Stefan sie, so oft es ihm möglich war.
Es stellte sich heraus, daß sich die Vertrautheit, die durch die Briefe zwischen ihnen entstanden war, an jenen Wochenenden fortsetzte. Karin erzählte von ihrer Brigade, von ihrer Unzufriedenheit mit der Fügsamkeit mancher Kolleginnen, die alte, selbstherrliche Gewohnheiten ihrer Ehemänner zu selbstverständlich und anspruchslos hinnahmen. Sie erzählte vom rauhen Umgangston in der Werkhalle, dem sich die Frauen der Bohrerei willig anpaßten. Sie sprach von den Mühen, die es gekostet hatte, die Einraumwohnung der Freundin auf ihren Namen umschreiben zu lassen. Sie erwähnte den hilfsbereiten Bekannten, der in ihr beim Start in dieser Stadt kein Gefühl des Alleinseins aufkommen ließ und beim Renovieren der Wohnung half, denn er, Stefan, konnte manchmal, wenn der Dienst es forderte, wochenlang nicht bei ihr sein. Sie spielte ihm ihre liebsten Schallplatten vor und freute sich, da sie ihm ebenfalls gefielen. Beide mochten sie leise, nachdenklich machende Lieder.
Erst später folgten jene kurzen, wie beiläufig geäußerten Sätze und Andeutungen. Nadelstichen gleich, schmerzten sie Stefan kurzzeitig, bis er sie vergaß oder Karin seine Fragen zerstreute und seine nicht näher begründbare Furcht, sie zu verlieren, abschwächte. „Du weißt es, ich habe mich entschieden. Schon längst. Er hat keine Chance. Das muß er begreifen. Er hat mir den Anfang hier erleichtert, ja, er hat mir die Wohnung schöngemacht, aber das bedeutet doch nicht automatisch das Recht, mit mir dann auch in dieser Wohnung zu leben."
„Weißt du, Stefan", hatte sie nach einigem Nachdenken fortgesetzt, „er glaubt, er müsse einer Frau nur eine bis ins Letzte geplante, sorgenfreie Zukunft bieten, und schon fliegt sie auf ihn. Da irrt er. Läßt sich ein sorgenfreies Leben wie eine Maschine am Reißbrett konstruieren? Wüßte ich vorher, wie meine Jahre aussehen, ich verlöre die Lust auf sie."
Trotz der Deutlichkeit, mit der sie ihre Ansichten vorgetragen hatte, vermutet Stefan spätestens seit Erhalt des Briefes verborgene Zweifel und Unsicherheiten dahinter.

„Vielleicht mag er dich wirklich?“ sagte Stefan damals mit etwas Stolz auf seine Überwindung zur Toleranz. Gleichzeitig schalt er sich. Warum verteidigst du ihn? Sei froh, daß sie Korber mit Abstand und in seinen Schwächen sieht.

„Wir haben oft miteinander gesprochen“, entgegnete Karin. „Er ist kein schlechter Kerl. Er hat in der Kindheit nur zu viel entbehren müssen. Vier Geschwister. Die Mutter allein. Die Sachen, die er trug, hatten vor ihm schon zwei andere getragen Die meisten in seiner Klasse hatten da schon einen Recorder und einen Schrank voll teurer Klamotten.“

„Du hast ebenfalls Geschwister“, sagte Stefan.

„Und einen Vater, der gut verdient ... Ralf jedenfalls muß sich damals geschworen haben, irgendwann alles nachzuholen. Sein Traum war ein Beruf mit viel Geld. Und das hat er ja in seinem Konstruktionsbüro. Möglich also, er muß erst jemanden treffen, der ihn für mehr als nur für die Brieftasche interessiert ...“

Stefan begreift, Karin suchte nach einer festen Haltung zu Ralf Korber. Sie wollte auf alle Begegnungen mit ihm vorbereitet sein. Er zieht den Brief aus der Brusttasche und liest ihn zum wiederholten Male. Du mußt los, denkt er in den Pausen zwischen den Sätzen. Du mußt los ...

Karin erzählt von den Abenden der vergangenen drei Wochen ohne ihn. Dazwischen schieben sich Passagen, aus denen Anspannung und, so vermutet Stefan, Hilflosigkeit sprechen. Fühlt sie sich zu sehr auf sich allein gestellt? Kann sein, Karin ist dankbar für die Möglichkeit, an einsamen Tagen mit jemandem vertraut reden zu können. Drei Wochen schon sind vergangen, drei lange Wochen, seitdem ich ... Du mußt los! Aber wie sind ihre wie Hilferufe wirkenden Sätze erklärbar? „Manchmal wünschte ich, du wärst hier ... Er kommt einfach, rennt mir die Bude ein ... Wenn es klingelt, möchte ich am liebsten nicht öffnen. Ich denke, du bist es und gehe zur Tür. Er bringt mir Schallplatten, die man sonst nur unter dem Ladentisch kriegt ... Nein, mit Gewalt nähert er sich mir nicht. Eher ist es eine ständige freundliche Belagerung. Lebten wir endlich zusammen, erledigte sich das von selbst ...“

Obwohl Stefan das Ticken der Uhr an seinem Handgelenk zu hören glaubt, liest er sich weiter in Karins Brief fest.

„Seitdem ich von meinen Eltern und Geschwistern an der Küste fortging, um selbständig zu werden, um der Beschränkung auf Bauernhof und Dorf zu entgehen, habe ich mich auch immer wieder zu ihnen zurückgesehnt. Anfangs, als Petra, meine Freundin, noch gelegentlich in ihre ehemalige Wohnung reinschaute, dachte ich selten darüber nach. Aber als sie in Leipzig beim Studium ihren Mann kennenlernte, blieben ihre Besuche aus, wurde mir das häufige Alleinsein vor allem an den Abenden und Festtagen oft zuwider. Ich bin die Vertrautheit einer Gemeinschaft gewöhnt. Mit jedem Zank und jeder Freude. In manchen Stunden tat es gut, wenn Ralf zum Reden da war. So lange

kannten wir uns damals ja noch nicht, Stefan. Doch jetzt, jetzt will er sogar am Sonntag ausgehn mit mir. Als ob er nicht begreift, was zwischen dir und mir ist ...“

Stefan blickt auf die Armbanduhr, faltet hastig die Blätter und steckt sie in den Umschlag. Warum habe ich es nur nicht früher gemerkt? Karin ist ihm in all ihren Äußerungen kompromißlos erschienen. Sie hatte genau gewußt, wie die Frauen in ihrer Brigade sinnvoller und ohne Selbstverleugnung leben könnten. Und nun findet sie allem Anschein nach selbst nicht die Kraft für eine rigorose Klärung der Beziehung zu Korber. „Die Sache muß endlich geregelt werden“, sagt Stefan laut. „Dem Korber blas ich den Marsch.“

„Hast du mal die genaue Uhrzeit?“ Eine tiefe, angerauhte Stimme schreckt Stefan aus seiner Versunkenheit. Im Viereck über der heruntergelassenen Scheibe erscheint das gefurchte Gesicht eines Alten. „Ich darf nämlich den Bus nicht verpassen, weißt du. Heute, wo doch meine Tochter kommt. Ich geh' ihr immer ein oder zwei Haltestellen entgegen.“

„Zwölf Uhr und neun Minuten“, sagt Stefan, ohne erneut auf das Zifferblatt zu schauen. Er startet den Motor. „Ich muß los“, ruft er durchs Fenster, und ein ungutes Gefühl steigt in ihm auf. Flüchtig denkt Stefan an ein Urlaubsgesuch, doch augenblicklich verwirft er den Gedanken. Es wäre töricht. In der Nacht käme der Alarm. Er wird gebraucht werden. Aber er braucht auch die Wahrheit über Karin, um den Pflichten, die in den folgenden Tagen auf ihn zukommen, genügen zu können. Er verdrängt die Befürchtung, Korber könne nicht zu Hause sein. Es ist Sonnabend, also ist er leichter erreichbar als an Werktagen.

Stefan nähert sich dem Stadtrand und vermindert die Geschwindigkeit. Linkerseits der Chaussee sieht er ein Funkeln. Der See, die Wiesen. Karin, denkt er und schaut angestrengt nach vorn. Der Verkehr wird dichter.

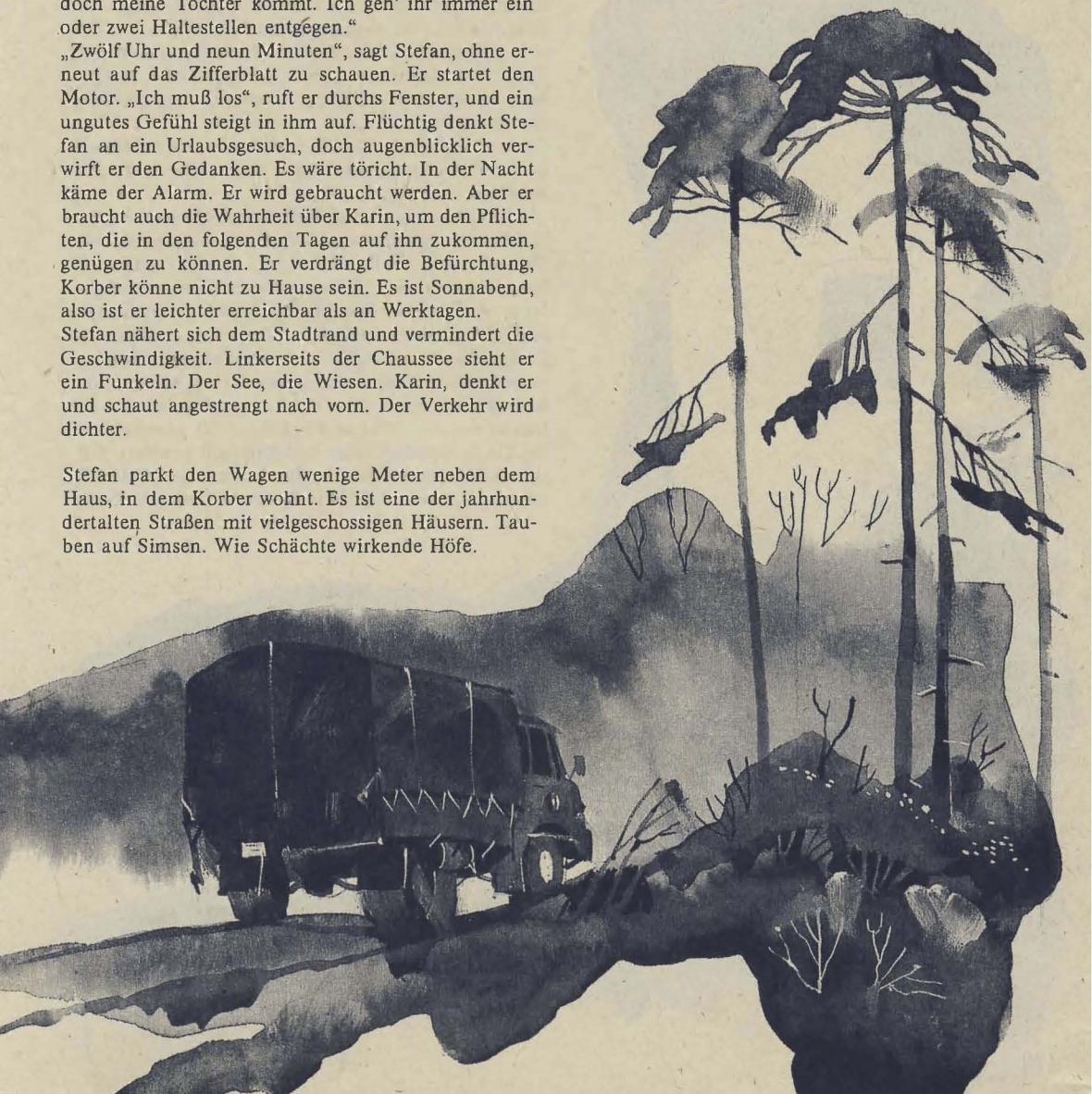
Stefan parkt den Wagen wenige Meter neben dem Haus, in dem Korber wohnt. Es ist eine der jahrhundertalten Straßen mit vielgeschossigen Häusern. Tauben auf Simsen. Wie Schächte wirkende Höfe.

Stefan verharrt kurz im Fahrerhaus. Wie soll er Korber entgegentreten? Was kann und was muß er ihm sagen? Ist Korbers Bild von Karin, da er ihr sich fast aufdrängt, nicht eine Illusion? Oder stimmt sein eigenes Bild von ihr nicht? Vielleicht ist es fehlendes Vertrauen, was mich herführt? Er erschrickt bei diesem Eingeständnis. Was maltest du dir aus in deiner Phantasie, daß du Hals über Kopf herfahren mußtest? Gib zu, du sahst Karin und Korber. Gesteh dir ein, du hast gefürchtet, sie könne seinem Werben nicht widerstehn.

Doch der Brief in seiner Brusttasche wiegt schwerer. „Jetzt will er sogar am Sonntag ausgehn mit mir ...“

Stefan öffnet die Tür und steigt aus. Die Uhr am Geschäft neben dem Hauseingang zeigt zwölf Uhr sechzehn.

Seine Augen brauchen einige Sekunden, um sich an das dämmrige Licht des kühlen Flures zu gewöhnen.



Stefan verharrt vor der Briefkastenreihe. Der Kasten mit der Aufschrift Korber hebt sich von seinen zerkratzten, fast farblosen Nachbarn ab. Er ist aus Holz. In ihm steckt keine Zeitung mehr. Korber müßte anzutreffen sein.

Im Treppenhaus riecht es nach Kellerluft, Küchendunst und Bohnerwachs. Stefan klingelt. Er hält den Atem an, lauscht und würde am liebsten kehrtmachen.

Ruhig bleiben, zwingt er sich, zur Umkehr ist es ohnehin zu spät.

Nebenan wird eine Tür geöffnet. Der Kopf einer älteren Frau erscheint. „Klingeln Sie doch etwas länger, junger Mann." Ihre Augen mustern Stefan mit neugieriger Freundlichkeit. „Herr Korber müßte zu Hause sein." Der Kopf der Frau verschwindet, während Korbers Wohnungstür spaltbreit aufgeht. Er zeigt keine Überraschung. Hat sich glänzend in der Gewalt, konstatiert Stefan. Aber möglicherweise kann man von seinem Fenster aus auch das Fahrzeug sehen. Dann ist seine Reaktion nicht verwunderlich.

Korber macht keine Anstalten, die Tür freizugeben. Mit gespielter Gleichgültigkeit blickt er Stefan ins Gesicht. Natürlich weiß er, wer ich bin, denkt Stefan.

„Was willst du?" fragt Korber endlich. Seine Stimme verrät etwas von seiner erzwungenen Haltung. In seinem Äußeren jedoch wirkt er älter und gesetzter als der Soldat.

„Du weißt, worum es geht", nimmt Stefan das wenig achtungsvolle Du auf. „Meinetwegen können wir es hier vor allen Leuten klären."

Korber läßt das Holz der Tür los, und Stefan tritt ein. Flüchtig bemerkt er die Schmucklosigkeit des schmalen Flures und steht dann im Wohnzimmer. Unter anderen Umständen würde er die schlichte und erstaunlicherweise wenig kostspielige Einrichtung geschmackvoll finden. Sie entspricht nicht den Vorstellungen, die sich ihm nach den Beschreibungen Karins aufgedrängt hatten. So aber registriert er es nur nebenbei und sucht nach entschiedenen kompromißlosen Worten.

„Den Nachmittag will ich mit dir nicht verbringen", sagt Korber mit schlecht unterdrückter Gereiztheit. „Also red' endlich, wenn du was zu sagen hast."

„Warum läßt du Karin nicht in Ruhe?" fragt Stefan unerwartet leise. „Du weißt, daß wir miteinander leben werden. Warum machst du es ihr so schwer?"

Korber lacht auf. „Miteinander leben", wiederholt er sarkastisch, „du bist dort, sie ist hier. Was ist das für ein Leben?"

„Ich bin nicht aus der Welt. Wie viele sind getrennt und laufen nicht sofort auseinander. Die Monate in Uniform dauern nicht ewig und dann ..."

„Aber bis dahin willst du sie einschließen, ja?" unterbricht Korber. „Bis dahin soll sie brav warten und Däumchen drehen? Mensch, jetzt sind wir jung, jetzt, und nicht in irgendeiner schön gemalten Zukunft."

„Hört sich gut an", sagt Stefan ironisch, „und selbstlos wie du bist, hast du überhaupt keine anderen Absichten dabei."

Korber sieht ihn irritiert an und wendet seinen Blick sofort ab. „Wenn du dir nicht sicher bist, ob sie nur dich mag, müßt ihr das unter euch klären."

Stefan schweigt. Das Argument ist nicht sofort von der Hand zu weisen. Es deckt sich fast mit seiner Einsicht, die er vorhin im Fahrerhaus gewonnen hat.

Korber setzt sich wie ermattet auf einen Stuhl und starrt an Stefan vorbei auf die geweißte Rauhfasertapete. Sekundenlang ist nur das Ticken eines Regulators hörbar. Es hallt in Stefans Ohren wie laute Gongschläge. Dann dringt durch das angelehnte hohe Fenster Geschrei.

Irgendwo fällt scheppernd der Deckel einer Mülltonne. Jemand ruft anhaltend und gedehnt einen Namen.

Stefan, der mit einem deutlichen Triumph des anderen gerechnet hat, macht eine nervöse Handbewegung und ist entschlossen, die Spur Sympathie, die er in sich bemerkt, zu unterdrücken. „Ihr kennt euch, seitdem Karin hier im Betrieb anfing. Du hast ihr geholfen, aber das gibt dir kein Recht, auf ihre Dankbarkeit zu pochen und mehr zu fordern. Laß Karin in Ruhe."

Die Drohung ist unüberhörbar.

Dennoch reagiert Korber erneut überraschend. „Ich weiß", sagt er, „ich weiß es längst, auch von ihr, aber ich hoffte ..." Den Rest des Satzes läßt er unausgesprochen. Stefan spürt, das Gespräch ist beendet. Alle weiteren Worte müßte er an sich selbst richten. Umsonst bist du hergefahren, völlig umsonst, denn hättest du Karin nicht mißtraut ... Diese Scham läßt ihn hastig die Wohnung verlassen. Hart schlägt Stefan die Tür hinter sich ins Schloß. Ich muß es ihr sagen, denkt er, während er zum Auto geht, jetzt, sofort muß ich ihr von der Unterredung mit Korber erzählen. Und von meinem Mißtrauen, auch davon. Erführe sie alles von ihm, wie könnte sie dann noch an meine Aufrichtigkeit glauben? Würde sie aus Furcht vor meinen Zweifeln an ihrer Liebe nicht künftig manche Sorge, manche freimütige Nachricht von ihrem Alltag vor mir verschließen? Vielleicht beginnt so die wirkliche Trennung von zwei Menschen, die sich etwas bedeuten ... Diese wenigen Minuten, um mit ihr zu sprechen, brauche ich noch. Und sollte ich um ein weniges nach dreizehn Uhr zurück sein, so bleibt trotzdem der ganze Nachmittag für die Fahrzeugüberprüfung frei. Außerdem weiß der Leutnant, was an Unvorhergesehenem während einer Fahrt passieren kann. „Der Vergaser, irgendwas hat nicht gestimmt mit ihm, mußte nachschaun ..." Kagelmann würde es akzeptieren müssen. Und diese Notlüge, gewiß vergißt sich sowas nach ein paar Tagen. Nur noch auf einen Sprung zu Karin, das ist wichtiger jetzt. Er durchfährt Nebenstraßen und steht dann vor ihrer Wohnungstür. Auf sein Klingeln regt sich nichts. Er läuft hinunter zum Auto. Wo mag sie sein? Vielleicht liegt sie schon am See vor der Stadt? Oder sie ist bei Jutta Zühlenberg, ihrer Meisterin. Die lädt Karin gelegentlich ein. Das Haus der Familie Zühlenberg steht am Stadtausgang. Stefan muß auf der Rückfahrt daran vorbei. Es wäre kein weiterer Umweg. Nur aussteigen und fragen ... Und sollte sie nicht dort sein ... Schnell

schreibt er auf die Rückseite von Karins Brief, was ihm nötig erscheint, ihr zu sagen. Doch der Platz reicht nur für wenige seiner Gedanken. Trotzdem hetzt er noch einmal die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf und klemmt das Papier in den Spalt zwischen Tür und Wand.

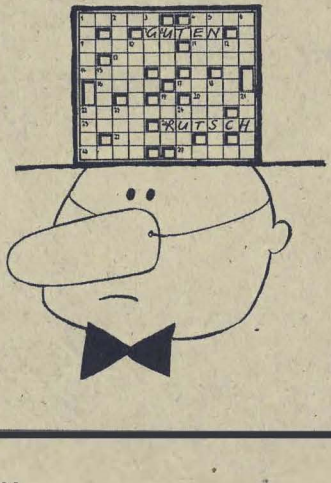
Aus dem flachen, noch neu wirkenden Einfamilienhaus tritt eine kleine, füllige Frau, geht Stefan entgegen und zeigt dann überdeutlich ihr Erstaunen. „Sie? Sie sind hier? Wir dachten ..."
„Ist Karin bei ihnen?" erkundigt sich Stefan geradeheraus. Die Frau schüttelt den Kopf. Auf ihrem Gesicht wird Mitgefühl erkennbar. „Nein", sagt sie, „aber vielleicht kommen Sie auf einen Kaffee mit hinein?"
„Geht nicht", preßt Stefan hervor und deutet zuerst auf seine Uhr, dann auf den Wagen hinter ihm.
„Sie wissen nicht, wo Karin sein könnte?"
Frau Zühlenberg zögert mit der Antwort, und ihre Augen weichen Stefans ungeduldigem Blick aus.
„Bitte", sagt Stefan eindringlich, „bitte, ich habe es wirklich eilig."
„Sie ist im Betrieb." Jutta Zühlenbergs Stimme ist kaum vernehmbar.
„Wieso im Betrieb? Wieso heute?"
„Möchten Sie nicht doch für einen Augenblick hereinkommen?"
„Nein", erwidert Stefan ungewollt barsch.
„Also", die kleine Frau sucht nach Worten, „es ist nämlich etwas Unvorhergesehenes passiert. Genauer gesagt, vor zwei Tagen hat die Nachtschicht zweihundert Gußteile nur zur Hälfte gebohrt. Hatten sich keine Zeichnung geholt, machten einfach so drauflos, verstehn Sie? Taten's wie immer. Doch die Zeichnung war inzwischen geändert worden."
„Ja und Karin? Sie auch?"
„Nicht doch, sie hat sich gemeldet. Sie heute, ich morgen. Ausbügeln müssen's nun alle." Die Verlegenheit erstickt ihr weitere Worte.
Stefan aber ist es, als hätten diese leisen Sätze ihm einen Schlag versetzt. Karin tut das ihre, das, was nötig ist. Und du? Was tust du? War es nötig, zu Korber zu fahren? War der Umweg nötig? Grüble jetzt nicht mehr. Du mußt an deinen Platz. Schnellstens. Nur das ist jetzt wichtig. Es ist ein Glück, daß es den schwarzen Weg gibt. Ein Riesenglück. So bin ich wenigstens noch einigermaßen pünktlich zur Stelle. Weder Frau Zühlenberg noch Stefan fällt es auf, daß sie sich grußlos trennen.

Gleich hinter dem Stadtausgang tritt Stefan aufs Gaspedal. Bäume und Sträucher verlieren ihre Details und werden zu einer vorbewischenden grünen Fläche. Der Wind, der in die Kabine schlägt, kühlt Stefans heißes Gesicht kaum. Zwölf-Uhr sechsundvierzig, es ist zwölf Uhr sechsundvierzig. Er weiß es, obwohl er das Zifferblatt nur mit einem flüchtigen Seitenblick streifen konnte. In zwei Kilometern die Abzweigung, der schwarze Weg ... Fast noch rechtzeitig bist du ...
Der Wagen läßt die Baumreihen hinter sich. Linkerseits dehnt sich nun eine weite Wiese, durch die eine Fahrspur zum schwarzen Weg führt. Gleich ...
Aber mit einem Schlag ist alles verändert, alles, und nichts ist mehr rückgängig zu machen. Der Schnitt zwischen den Sekunden vorher und diesem Augenblick schmerzt Stefan, als hätte ihm soeben jemand eine Wunde zugefügt, deren Narben ihn ein Leben lang an diesen Schmerz erinnern werden.
Vom fernen Waldrand, aus dem schwarzen Weg, schiebt sich Fahrzeug um Fahrzeug auf die Wiese und steuert auf die Chaussee zu. Eine schier endlose Kette von Schützenpanzerwagen, Werkstatt-, Versorgungs- und Munitionsfahrzeugen. Es ist, als habe jemand den Abstand zwischen ihnen mit dem Lineal ausgemessen, so geordnet und regelmäßig folgen sie sich. Die Luft über der Wiese färbt sich blauschwarz.
Stefan hält, steigt aus, geht über die Straße und schaut wie gebannt weiter auf die Kolonne. Jeder dort weiß genau, was er in diesen Minuten zu tun hat, jeder hat seinen Platz. Keine unsichtbare Hand ist nötig, um die geballte Kraft und Anstrengung der Einheiten zu dirigieren. Das empfindet Stefan mit nie zuvor gespürter Deutlichkeit. Er ist nicht fähig, sich von diesem Anblick zu lösen. Und es ist nicht das Dröhnen, das ihn für alle anderen Eindrücke unempfänglich macht.
Die Spitzenfahrzeuge erreichen nun die Landstraße und schwenken auf sie ein, lückenlos, eines nach dem anderen. Lückenlos? Einer fehlt. Einer ist ausgeschlossen von dieser vorwärtsdrängenden geballten Kraft. Einer hat sich selbst ausgeschlossen, weil er sich um ein Nichts verspätete, da ihm sein eigenes Glück wichtiger erschien, als die Sorge um die Sicherheit aller anderen.
Du hast dich verspätet, Stefan. Du selbst hast dich ausgeschlossen. Und nun weißt du nicht einmal, wohin deine Genossen fahren, wo sie gebraucht werden, wo du vielleicht schon jetzt gebraucht wirst.
Stefan glaubt, daß Hunderte von Augen durch die Sehschlitze starren, genau auf ihn, im gleichen Moment.
Ist es Übung? Ist es Ernst? Wer hat deine Aufgabe beim Alarm übernommen? Wer fährt jetzt die Kisten mit den Stabsunterlagen, den Karten? Was mußte dafür zurückgelassen werden? Was fehlte, führen die Einheiten direkt ins Gefecht?
Ein Frösteln durchläuft Stefans Körper. Karin würde warten, immer, aber ein Gegner hat noch nie gewartet, wenn er seine Chance sah. Was fehlt, wenn ich fehle? Ein Teil der Ausrüstung? Ein Nebenmann, irgendwo, um eine Stellung zu verteidigen oder einen Genossen aus dem Feuer zu tragen? Wer von ihnen fiele durch mein Ausbleiben? Kämen alle nicht rechtzeitig, nie könnten wir Angreifern zuvorkommen. Asche und Rauch ... Langsam wendet sich Stefan um, strafft dann seinen Körper und geht zum Wagen zurück.
Karin wird warten, immer, denkt er nochmals.
Vor ihm liegt die Landstraße.

Bild: Manfred Uhlenhut

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Erdformation, 5. Geschoß der Naturvölker, 9. Bootswettfahrt, 13. Gestalt aus „Idomeneo", 14. ital. Komponist, geb. 1924, 15. bequeme Morgenkleidung, 17. Klops, 18. Angehöriger eines Volksstammes in Mittelitalien im Altertum, 20. Vogelbau, 22. Gleichstand, 23. engl. Schulstadt, 26. nordische Hirschart, 27. Schieferfelsen, 28. rumänische Stadt, 30. guter Ruf, 31. alkoholfreies Getränk, 32. graumeliertes Wollgewebe, 35. deutscher Porzellantechniker des vor. Jh., 38. Erfrischung, 39. weibl. Vorname, 41. Ölpflanze, 44. Welthilfssprache, 46. Papstkrone, 48. Tip, Hinweis, 50. Pflanzensproß, 51. Künstlerwerkstatt, 52. Stadt in Schweden, 53. Nebenfluß der Rhône, 56. Fluß in Portugal, 57. Ritter der Artusrunde, 60. Grundbestandteil, 61. Ringelwurm, 63. griechische Göttin, 66. Stadt an der Garonne, 67. Bildung bzw. Herstellung einer körnigen Oberflächenstruktur, 71. männl. Gesangsstimme, 73. Uranusmond, 74. Dienstgrad, 75. Hausvorbau, 77. äußerst begabter Mensch, 79. mil. Führungsorgan, 82. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 84. Astrolog Wallensteins, 86. Ruhemöbel, 88. äußere Gestalt, 93. Pflanzenkrankheit, 95. engl. Titel, 97. spanische männliche Anrede, 98. polnische Halbinsel, 100. die Senkrechte zur Tangente, 101. Ladenauslage, 102. Erbfaktor, 103. Stockwerk, 106. chemisches Element, 107. Muse der Liebesdichtung, 110. rumänische Stadt, 112. Nebenfluß der Seine, 114. Tugend, 118. ausgelernter Lehrling, 120. ostungarische Stadt, 122. Partisanenkampf, 125. plötzlicher Einfall, 126. Bergweide, 127. Wendekommando, 128. großer Raum, 129. Schachausdruck, 131. europ. Währung, 134. listenförmige Zusammenstellung, 135. Pferdeleitseil, 137. Maler und Graphiker der DDR, geb. 1925, 138. nordspanische Grenzstadt, 139. Gestalt aus „Lohengrin", 140. Stielbrille, 141. franz. Schriftsteller, gest. 1905, 142. schweres Elementarteilchen.



Senkrecht: 1. Spezialschiff, 2. Gebiet, 3. Nordwesteuropäerin, 4. deutscher Rechenmeister, 5. Spielkartenfarbe, 6. Beizjagd, 7. Inselbewohner, 8. Lotterieanteil, 9. Farbton, 10. Gestalt aus „Karambolage", 11. Kältesteppe, 12. Briefbeginn, 16. Edelstein mit erhaben geschnittenem Bild, 19. Wohlgeruch, 21. Aussprachezeichen, 22. Ort an der Karibikküste Kubas, 24. Spitze, Anfang, 25. Tonstufe, 28. Fisch, 29. Nebenfluß des Po, 33. Coupé, 34. Erdrinne, 35. Nebenfluß der Elbe, 36. sowjetischer Schachgroßmeister, 37. Hauptstadt der Lettischen SSR, 38. offener Güterwagen, 40. Nebenfluß der Kura, 41. altes forstwirtschaftliches Raummaß, 42. Obsthorde, 43. Sittenlehre, 45. ungarischer Romancier, gest. 1977, 47. Lebenshauch, 49. Grundbaustein der Elemente, 54. Fluß in Marokko, 55. jugosl. Fluß, 58. Edelpflaume, 59. Gipfel des Kilimandscharo, 61. nordungarische Stadt, 62. Darmentzündung, 64. Einteilung beim Eishockey, 65. Währungseinheit in Venezuela, 68. Wundmal, 69. einjähriges tropisches Kürbisgewächs, 70. Erdformation, 72. Ansturm auf die Kasse, 73. List, Tücke, 76. Mediziner, 78. flaches Küstenfahrzeug, 80. Amtstracht, 81. Geliebte des Zeus, 83. Schallplattenmarke, 85. Wanderhirte, 86. Rand, Einfassung, 87. Hast, 89. streng enthaltsame Lebensweise. 90. Dynastie im alten Peru, 91. Richterspruch, 92. angolanischer Politiker, gest. 1979, 94. Abgrund, 95. gekörntes Stärkemehl, 96. ital. Maler des 16./17. Jh., 98. griechische Göttin der Jugend. 99. bolivianischer Romancier, 104. eine der drei Erinnyen, 105. baumförmiger Schmetterlingsblütler, 108. Schilf, Röhricht, 109. die „Würze" eines Fußballspiels, 111. Blutsverwandter väterlicherseits, 113. Schiffsleinwand, 115. Körnerfrucht, 116. Heldenstadt in der UdSSR, 117. Halstuch, 119. Untergrundbahn, 120. Kraut mit stachliger Beblätterung, 121. Angehöriger einer nordafrikanischen Völkergruppe, 123. Verbindungsstück, 124. menschenähnlich aussehende Wurzel, 129. Vorhaben, 130. Alkaloid, 132. Hauptgestalt russischer Märchen, 133. Roman von Harry Thürk, 135. Windseite, 136. Ort in Togo.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 88, 33, 100, 120, 79, 30, 50, 85, 12, 104, 101, 15, 137, 74, 58, 6, 89, 142, 31, 51, 67 und 62 ergeben in dieser Reihenfolge den Namen einer Sportanlage für den Militärischen Dreikampf. Wie heißt diese Anlage? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 1. 1988. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 1/88. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin 1055.

Auflösung aus Heft 11/87

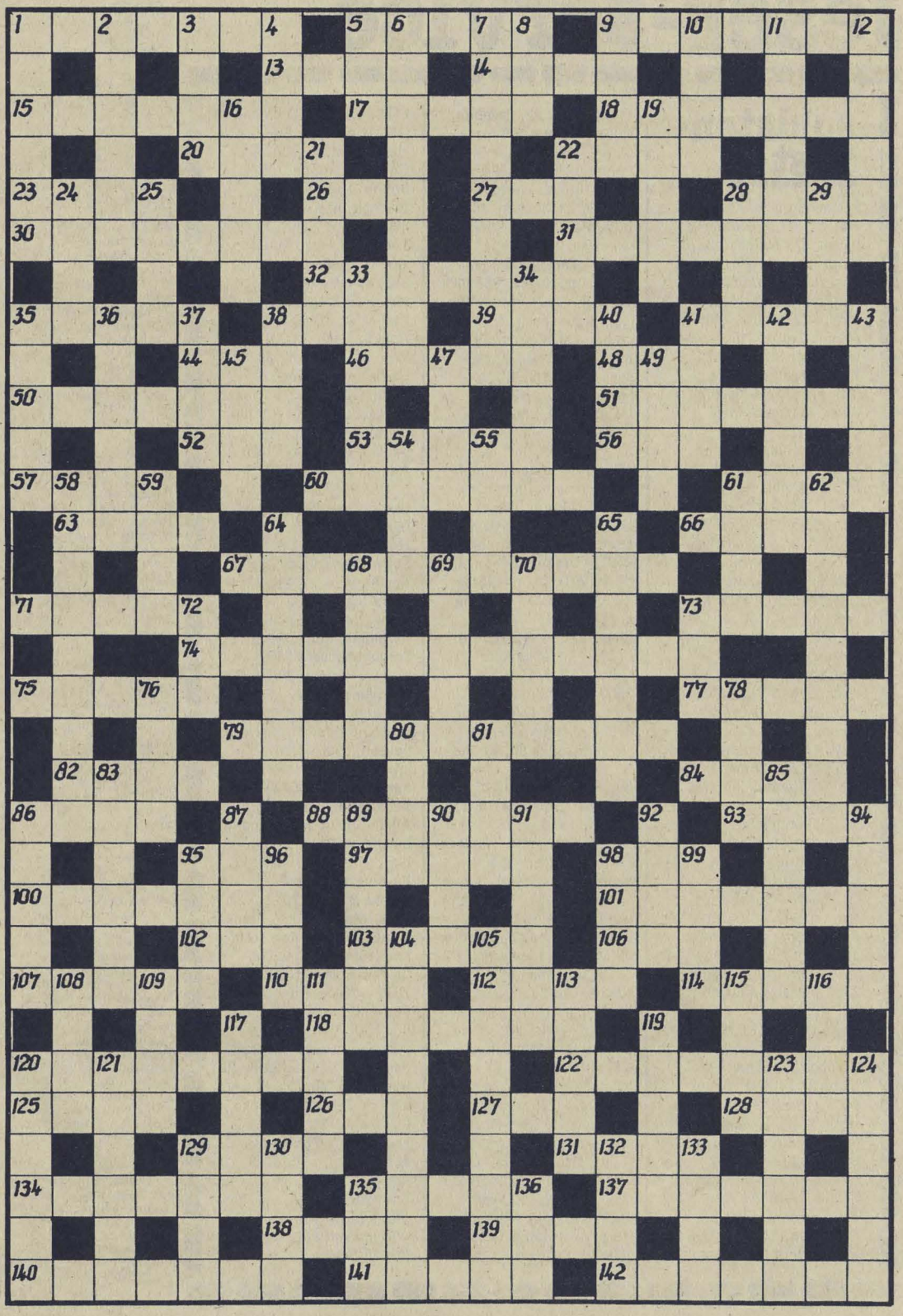
__Preisfrage:__ Die richtige Antwort lautet: Gerhard Holtz-Baumert. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

__Waagerecht:__ 1. Anzug, 4. Ried, 7. Anke, 10. Adobe, 13. Ero, 14. Dingi, 15. Gal, 16. Bilch, 17. Step, 19. Nele, 21. Liebe, 22. Efeu, 23. Oka, 25. Ulme, 26. Speer, 29. Balaton, 32. Reise, 35. Sari, 36. Igel, 37. Vase, 39. Anor, 40. Bad, 42. Aguti, 45. Gur, 47. Sirene, 49. Lie, 50. Ade, 52. Erlass, 55. Seni, 56. Weg, 57. Nora, 58. Tosca, 59. Niere, 60. Gurt, 62. Ner, 64. Etui, 66. Carmen, 67. Henlein, 70. Ramiro, 71. Iberer, 74. Enragés, 78. Harare, 81. Tat, 83. ein, 85. Mund, 86. Hauptmann, 87. Sand, 88. Erg, 89. Ana, 91. Aramis, 93. Einheit, 97. Reiter, 100. Limone, 102. Stander, 106. Marine, 108. Erbe, 109. Ree, 110. Elam, 111. Nurmi, 112. Petit, 113. Sage, 115. Art, 116. Dose, 118. Anlass, 121. Lid, 123. Ate, 125. Erkner, 128. Met, 129. Nella, 131. Lei, 132. Nobi, 134. Abbe, 136. Newa, 138. Edam, 141. Anina, 143. Estrade, 146. Anita, 147. Dual, 149. Hai, 150 Deck, 152. Seite, 153. Lada, 155. Ster, 157. Basra, 158. Lob, 159. Elena, 160. Ida, 161. Neige, 162. Arie, 163. Ebbe, 164. Rilla.

__Senkrecht:__ 1. Amboss, 2. Zeller, 3. Geher, 4. Rose, 5. Ede, 6. Dipol, 7. Agnat, 8. Nie, 9. Egel, 10. Aller, 11. Onégin, 12. Elemer, 18. Tube, 20. Luna, 24. Kanu, 27. Pari, 28. Eibe, 30. Alai, 31. Ovid, 33. Earl, 34. Soos, 36. Idee, 38. Eger, 41. Ansage, 43. Gewinn, 44. Tagore, 46. Urania, 47. Sotschi, 48. Reserve, 49. Linth, 51. Enden, 53. Amerika, 54. Seerose, 61. Unart, 63. Elsa, 65. Urahn, 68. Ern, 69. Ire, 72. Bauer, 73. Radom, 74. Etage, 75. Repin, 76. Gemme, 77. Senat, 79. Rossi, 80. Runde, 82. Ahr, 84. Inn, 88. Ester, 90. Aroma, 91. Atlanta, 92. Admiral, 94. Ist, 95. Hüne, 96. Ise, 98. Tristan, 99. Riester, 101. Neisse, 102. Segel, 103. Arkade, 104. Dental, 105. Reede, 107. Ampere, 114. Asta, 117. Sela, 119. Neon, 120. Amin, 122. Ines, 124. Tand, 126. Kien, 127. Etat, 130. Lira, 132. Nansen, 133. Bikini, 135. Bela, 137. Eede, 139. Diesel, 140. Mamaia, 142. Adele, 144. Thale, 145. Aisne, 146. Akbar, 148. Alba, 151. Erie, 154. Dei, 156. Tab.

__Die Gewinner__ unserer Preisaufgabe aus AR 8/87 waren: Soldat E. Malgut, Bad Frankenhausen II, 4732, 25,– M; Wolfgang Born, Rudolstadt-Schwarza, 6822, 15,– M, und Margit Pfefferkorn, Nißma, 4901, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



leser-service

soldaten-post

wünschen sich: Kerstin Flöter (19) bei Bäumert, Baustr. 37, Wolgast, 2220 – Birgit Klinnert (22), Nr. 59, Bockschmiede, 6826 – Janet Franke (17), Neue Straße 12, Rositz, 7405 – Angela Träber (16 ½), Altenburger Str. 3a, Rositz, 7405 – Manuela Patzig (24), Fr.-Engels-Platz 5, Riesa, 8400 – Angela Bartsch (25, Sohn 5), Otto-Nagel-Str. 24, Bautzen, 8600 – Anja Schmidt (17), In den Wällen 16, Wesenberg, 2084 – Korinna Schädlich (20), Alte Auerbacher Str. 85, Falkenstein, 9704 – Karin Woltenberg (24), Str. X. Parteitag 78, Magdeburg, 3038 – Doreen Berndt (16), Dorfstr. 68, Pretschen, 7551 – Manina Harms (20), Richard-Wagner-Str. 32, Lübbenau, 7543 – Iris Göckenitz (20), Hochschule f. Ökonomie, H.-Duncker-Str. 8, Wi 86/1, Berlin, 1157 – Mandy Koch (16 ½), Beethovenstr. 40, Böhlen, 7202 – Birgit Kloke (21), Gubener Str. 21a, Frankfurt/O., 1200 – Kerstin Heinrich (20), Herbert-Warnke-Str. 13, Frankfurt/O., 1200 – Christine Grund, Franz-Stenzer-Str. 1, Berlin, 1140 – Kerstin Fürst (18), Arnold-Zweig-Str. 67, Stralsund, 2300 – Martina Lewin (18), PSF 17, Dechow, 2731 – Liane Lenzer (18), PSF 18, Dechow, 2731 – Renate Ostandt (24), Thälmannstr. 74, Wanzleben, 3105 – Ines Köppl (18), Leninstr. 65, Zwickau, 9580 – Petra Bauer (24, eine Tochter), Dr.-Wilhelm-Külz-Str. 25, Pegau, 7200 – Cornelia Preuß (23, ein Sohn), Mühlstr. 1, Groitzsch, 7222 – Antje Hildebrandt (16), Thomas-Müntzer-Str. 22, Eisleben, 4250 – Kerstin Röhnisch (22), F.-Heckert-Ring 45, Fraureuth, 9622 – Elke Kucher (18), W.-Zierold-Weg 8, Zschocken, 9501 – Britta Peters (21), Chodowieckistr. 26, Berlin, 1055 – Thekla Telle (18), Thalheimerstr. 82, PSF 595, Wolfen, 4440 – Anke Veit (16), Brauhausstr. 7, Mücheln, 4207 – Annette Herbig (21), AWH, Gehrenseestr. 6, Berlin, 1092 – Heike Förster (17), Hauptstr. 26, PF 037 – Zottewitz, 8281 –

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Constanze Günther (21), Hauptstr. 33, Fach 03/015, Leutersbach bei Kirchberg, 9501 – Bärbel Rogeé (24), Speicherstr. 17, Neubrandenburg, 2000 – Simone Link (17), W.-Pieck-Ring 15, Schwarzenberg, 9430 – Angelika Bahr (23), Geraer Str. 3, Cottbus, 7500 – P. Thomas (23), Gubenstr. 8, PF 43/4, Zittau, 8800 – Claudia Wiersch (17), Leipziger Str. 46, Berlin, 1080 – Dagmar Franke (24, Sohn 3), Str. d. DSF 32, Köthen, 4370 – Ingrid Geppert (25, Söhne 5 und 1½), Johannes-Kepler-Str. 11, Bautzen, 8600 – Skady Schmidt (17), Sonneberger Str. 151, PF 1/26, Neuhaus/Rwg., 6420 – Dana Schimko (25, Tochter 2), Martin-Andersen-Nexö-Str. 9, Lauchhammer 1, 7812 – Ute Reuter (26, Kinder 6 und 1), Klingenbergstr. 4, Henningsdorf, 1422 – Manuela Schelle (25, Sohn 6), Plan 11, Nemsdorf, 4241 – Margit Vollmann (25, Sohn 6), Siedlung 13, Nemsdorf, 4241 – Ylonka Taubert (17), Rietschelstr. 24, Zittau, 8800 – Ursula Baumgarten (25), Neugasse 2, Werdau, 9620 – Angela Würgau (16), Weistropper Str. 15 (13–37), Radebeul 2, 8122 – Andrea Lehmann (18), Pömmelter Str. 2, Haus II, Barby, 3302 – Christina Hübner (25, Söhne 2 und 5), Thälmannstr. 49, Görlitz, 8900 – Ines Hahn (25, Töchter 3 und 1½), Grenzweg 5, Volkersdorf, 8101 – Susi Schulze (24, 2 Töchter), Faleska-Meinig-Str. 82, Karl-Marx-Stadt, 9047 – Anja Kabisch (21), Grunaer Weg 15, Dresden, 8020 – Cathrin Wolligand (20, Sohn 1½), Bl. 462/5, Halle-Neustadt, 4090 – Annett Buge (16), Str. d. Friedens 5, Hagenow, 2820 – Andrea Miersch (25), Str. d. DSF 90c, Zi. 113a, Wolgast, 2220 – Sonja Reinharz (22), Hauptstr. 2, Hermsdorf, 9271 – Marion Schwarzer (25), Dr.-Salvador-Allende-Str. 130, Karl-Marx-Stadt, 9044 – Ines Nohl (25, eine Tochter), Ferdinand-Schlufter-Str. 50, Sondershausen, 5400 – Kerstin Hempel, PSF 027, Warnstedt, 4301 – Frauke (25) und Sabine (19) Lorenz Wernigeröder Str. 4, Nordhausen, 5500 – Karin Kujawa (21), Dorfstr. 46, Hohen Demzin, 2051 – Cornelia Lange (25; 1,78), E.-Alban-Str. 34, Neubrandenburg/Ost, 2000 – Ramona Galla (16), Bahnhofstr. 25, Bernburg/S., 4350 – Franka Böhme (25, Sohn 1), K.-Marx-Str. 177, Frankfurt O., 1200 – Kerstin Jakob (16), F.-Schmenkel-Str. 17, Holzdorf/Ost, 7915 – Silke Grunert (16), Str. d. Befreiung 47, Berlin, 1136 – Heike Brusche (18), Turmstr. 9, Neubrandenburg, 2000 – Katrin Ellgoth (19), Kunadstr. 8, Leipzig, 7021 – Simone Ecke (22), Hinter d. Bahn 13, Fach 53–29, Hettstedt, 4270 –

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ARMEE-RUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 430 06 18
Chefredakteur:
Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion:
Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung:
INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung:
Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion

Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

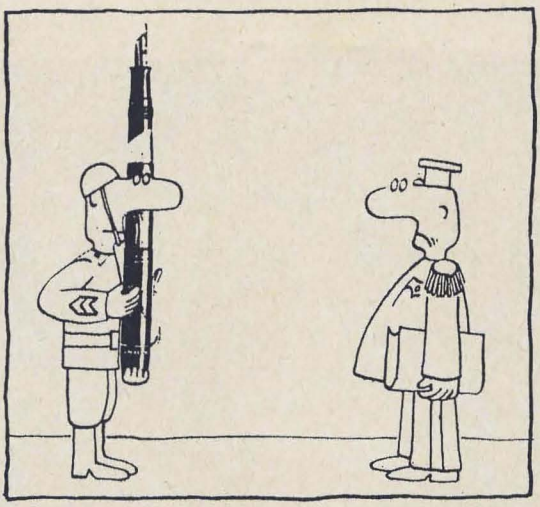
Redaktionsschluß dieses Heftes: 21. 10. 1987

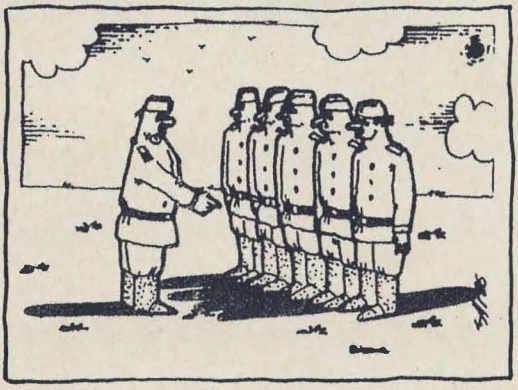
Titelbild: MBD/Patzer

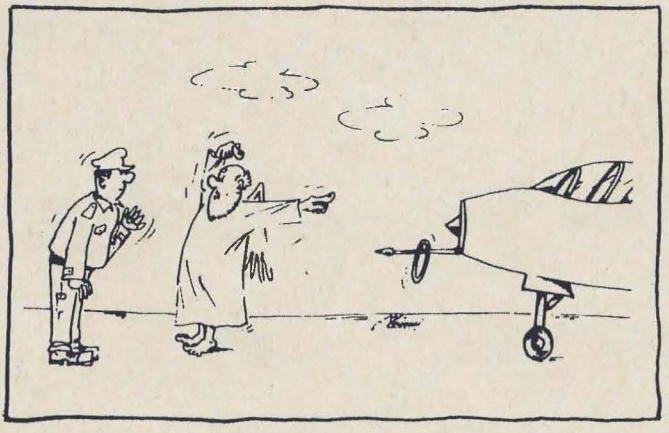
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

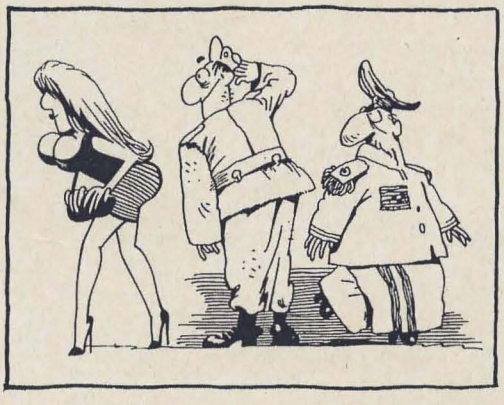
Anzeigenverwaltung:
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 430 06 18/App. 321 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

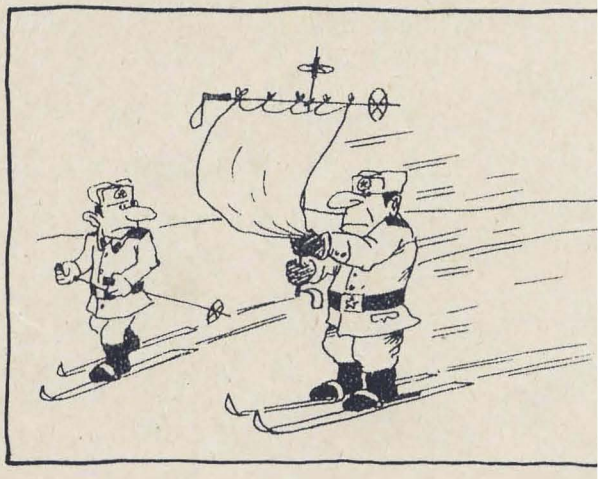
Einen bunten Teller

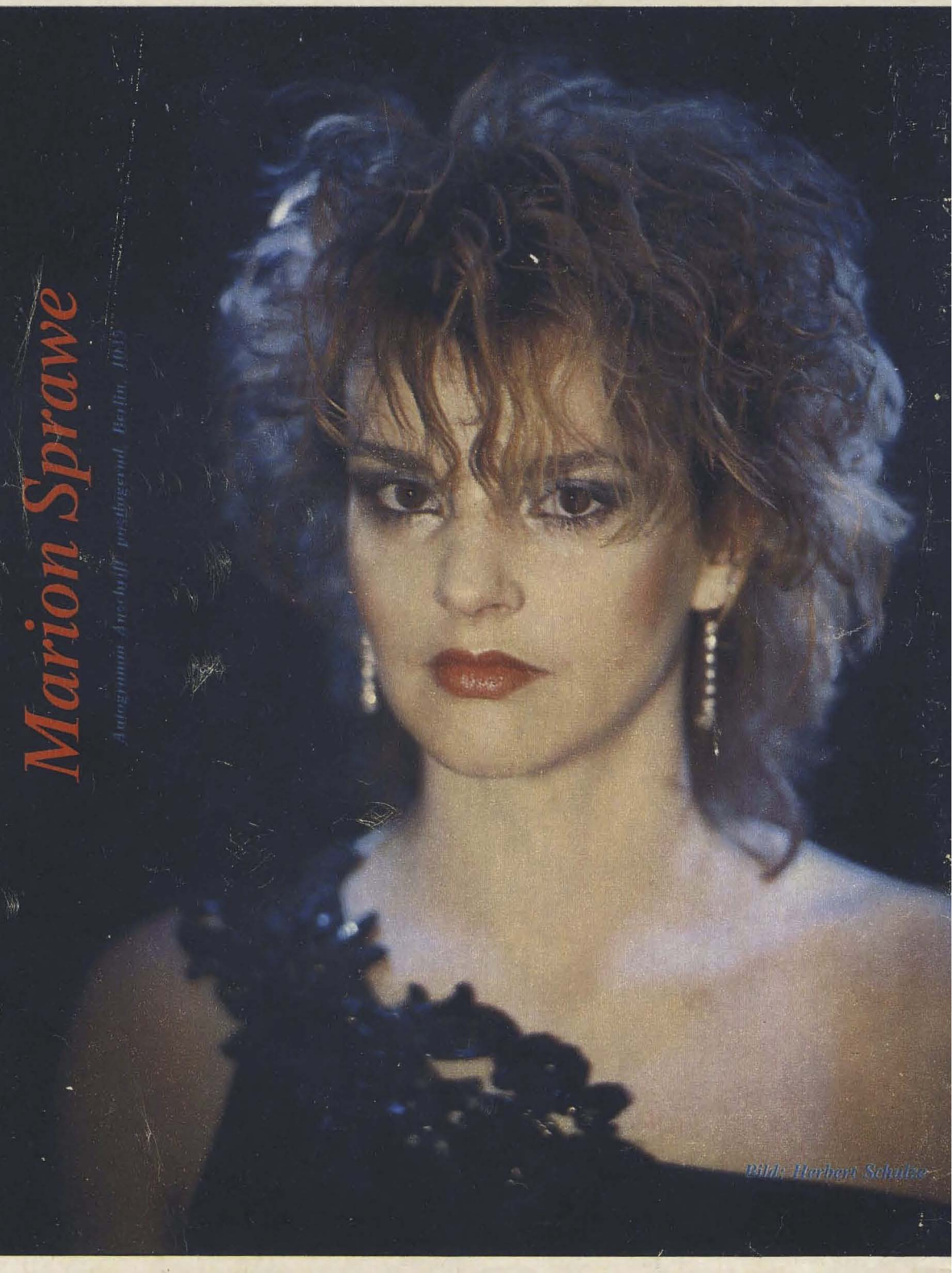










bescheren uns
bulgarische, sowjetische,
tschechoslowakische
und ungarische
Waffenbrüder

31036
ISSN 0004–2277